

DE GRUYTER

*Dietrich Busse*

# FRAME-SEMANTIK

EIN KOMPENDIUM

Dietrich Busse

Frame-Semantik

Ein Kompendium



Dietrich Busse

# Frame-Semantik

Ein Kompendium

De Gruyter

ISBN 978-3-11-026940-6  
e-ISBN 978-3-11-026945-1

*Library of Congress Cataloging-in-Publication Data*

A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

*Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek*

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2012 Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, Berlin/Boston

Gesamtherstellung: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen

∞ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

[www.degruyter.com](http://www.degruyter.com)

# Inhalt<sup>1</sup>

Vorwort	7
1. Einführung in die Thematik	9
1.1 Warum Frame-Semantik?	9
1.2 Ein Märchen – Semantik, wie sie am schönsten (und einfachsten) wär	12
1.3 Zum Aufbau des vorliegenden Buches	19
2. Die Erfindung des Frame-Gedankens in der Linguistik – Der Denkweg von Charles J. Fillmore	23
2.1 Was ist in einem Satz oder Text semantisch „enthalten“?	26
2.2 Valenz-Modell und Kasus-Rahmen	34
2.3 Zwischen Kasus-Grammatik und Lexikalischer Semantik: Auf dem Weg zur Frame-Theorie	42
2.4 Die „ <i>scenes-and-frames</i> “-Semantik	53
2.5 Die Aufgaben einer linguistischen Semantik	81
2.6 „Frame-Semantik“ und die Bedingungen des Verstehens: Die „ <i>interpretive</i> “ oder „ <i>understanding</i> “- <i>semantics</i>	92
2.7 Anwendungsbereiche und Leistungen des Frame-Modells	132
2.8 Ein „technisches“ Modell: Prädikative Frames (FrameNet)	140
2.9 Fillmores linguistische Frametheorie: Zusammenfassender Überblick	209
3. Die Begründung der Frame-Theorie in der Kognitionswissenschaft – Die Frame-Idee bei Marvin Minsky	251
3.1 Kognitive Frames: Minskys Startschuss	252
3.2 Minskys Überlegungen zu Frames in Sprache und Textverstehen	264
3.3 Weitere Aspekte von Frames, Frame-Strukturen und -Aktivierung	273
3.4 Ein kognitives Modell des Denkens: Minskys „ <i>Society of mind</i> “	282
3.5 Zusammenfassung und Diskussion von Minskys Frame-Konzept	304
4. Frühe Anfänge und theoretische Fundierungen der Frame-Idee – Die Schema- und Gedächtnistheorie von Frederic C. Bartlett	311
4.1 Psychologische Evidenzen für Frames: Bartletts „ <i>Remembering</i> “	311
4.2 Konsequenzen aus Bartletts Schema- und Gedächtnistheorie für ein linguistisches Frame-Modell	331
5. Frame-theoretische Ausdifferenzierungen	336
5.1 Das Scripts-, Pläne-, Ziele-Modell von Schank & Abelson	337
5.2 Systematisierungsversuche des Frame-Modells bei L. Barsalou	361
5.3 Diskussion der Modelle und Konsequenzen für die linguistische Semantik	414
5.4 Zur weiteren Diskussion um Frames	420

---

<sup>1</sup> Dieses Inhaltsverzeichnis führt nur die Hauptkapitel und Unterkapitel 1. Ordnung auf. Ein ausführliches Gesamt-Inhaltsverzeichnis mit sämtlichen Unterkapiteln 2. Ordnung findet sich am Ende des Bandes.

6.	Anwendungen und Weiterentwicklungen der Frame-Theorie in der linguistischen Semantik	440
6.1	Fillmores FrameNet	441
6.2	Lexikologisch-lexikographische Ansätze in Deutschland	451
6.3	Frame-Analysen in der Formalen Linguistik	495
6.4	Frame-Analyse als satz-, text- und kontext-semantische Methode	502
7.	Frame-Semantik: Ein Arbeitsmodell	533
7.1	Sprachliche Frames oder kognitive Frames? Eine Entscheidung	533
7.2	Frames als Format der Organisation und Rekonstruktion des verstehensrelevanten Wissens	539
7.3	Frame-Typen (I): Prädikative Frames vs. Konzept-Frames	550
7.4	Die innere Struktur von Frames	553
7.5	Merkmale von Frames: Prototypikalität, Konventionalität, Default-Werte, Iterativität, Rekursivität, Vernetzbarkeit, Perspektivierung, Fokussierung und Frame-Dynamik	595
7.6	Die Struktur von Frame-Systemen und –Netzen	627
7.7	Evokation oder Invokation von Frames? (Was gehört zu einem Frame?)	644
7.8	Typen von Frames (II) und Frame-Aktivierung	670
7.9	Epistemische Prädikation als Grundstruktur von Frames und verstehensrelevantem Wissen?	687
7.10	Ein Frame-gestütztes Modell des Sprachverstehens?	704
7.11	Frames praktisch: Modelle der Darstellung	705
7.12	Anwendungsmöglichkeiten der Frame-Analyse	742
8.	Frame-Analyse und linguistische Epistemologie – Resümee und Ausblick	787
8.1	Kognitive Semantik: Ein Wort an die Gebildeten unter ihren Verächtern	788
8.2	Frame-Analyse als Teil einer linguistischen Epistemologie	805
8.3	Ausblick und Anschlussmöglichkeiten	813
8.4	Statt einer Zusammenfassung: 66 Thesen zu Frames und Frame-Semantik	818
	Bibliographie	828
	Anhang	844
	Register	877
	Detailliertes Gesamt-Inhaltsverzeichnis	884

## Vorwort

Frame-Semantik – ist das nicht ein „alter Hut“? Sind die interessanteren Aspekte des Frame-Begriffs (und seiner Satelliten) nicht schon längst in die Linguistik eingegangen (so z.B. die vielfältigen Verweise auf das Skript-Modell von Schank / Abelson, z.B. in der Gesprächsanalyse), die Irrtümer längst verworfen? Wozu sich damit heute noch beschäftigen? Liegen nicht die ersten Anfänge mit Fillmore (1968), Minsky (1974) oder Schank / Abelson (1977) schon Jahrzehnte zurück und ist nicht der „wissenschaftliche Zeitgeist“ längst darüber hinweggegangen? Weshalb heute noch eine Einführung in dieses Gebiet? So oder so ähnlich könnten sich vielleicht angesichts des vorliegenden Buches manche interessierte Zeitgenossen fragen, die sich als Fachleute für wohlinformiert halten.

Man kann dem Folgendes entgegenhalten: Viel zitiert bedeutet noch lange nicht: adäquat beachtet (oder auch nur umfassend genug verstanden). Jede Wissenschaft kennt das Phänomen der Zitier-Autoritäten. Fillmore und Minsky, um nur die wichtigsten der hier zu behandelnden Autoren zu nennen, sind in der Linguistik zu solchen Zitier-Autoritäten geworden: zwar vielfach erwähnt, aber kaum je in ihren Intentionen und der Gesamtheit ihrer Denkansätze vollständig ernst genommen – manchmal hat man den Eindruck: in ihren Intentionen auch nicht annähernd verstanden.

Zugegeben: Auch dem Autor dieses Buches ist es lange Zeit nicht viel anders ergangen. Er kannte die Ansätze von Fillmore, Minsky, Schank / Abelson in ihren Grundzügen und hat sie auch schon vor zwei Jahrzehnten zitiert, auch für wichtig befunden, aber damals nicht die Zeit gefunden, sich damit intensiver auseinanderzusetzen. Erst die intensivere Wieder-Beschäftigung mit dem lange Liegendebrachten brachte die Erkenntnis, dass hier, ganz besonders bei Fillmore, aber auch bei Minsky und dem von diesem als wichtiger Anreger genannten Bartlett (1932), wichtige theoretische Fundamente gelegt werden, die nicht nur dem linguistisch-semantischen Mainstream gelegentlich heftig querlaufen, sondern – mehr noch – ziemlich genau dem entsprechen, was sich im eigenen Denken über die Semantik über die Jahre entwickelt hat. Nachgerade elektrisierend war die Entdeckung der (von der fachwissenschaftlichen Zitation geflissentlich verschwiegenen) Tatsache, dass etwa Fillmore schon lange den Ansatz einer „interpretive semantics“ bzw. „understanding semantics“ verfochten hat, und damit schon zu Zeiten, als der Verfasser von Vorliegendem in seinem früheren Buch „Textinterpretation“ (1991) seine eigene Konzeption einer (ebenfalls interpretations- und verstehentheoretisch ausgerichteten) „explikativen Semantik“ (so der damalige Untertitel) formuliert hatte – allerdings ohne von der Parallele im Werk Fillmores, aber auch ohne von den für eine epistemologisch-semantische Forschungsperspektive nutzbaren Aspekten im Werk Minskys oder Bartletts genauere Kenntnis zu haben.

Die nähere Beschäftigung mit dem Gesamtwerk von Fillmore (als dem einzigen Linguisten unter den Begründern der Frame-Theorie) und den wichtigsten Arbeiten von Minsky sowie der grundlegenden Untersuchung von Bartlett hat dann gezeigt, mit welcher (zuvor ungeahnten) Radikalität diese Autoren mit manchen Fehlannahmen gängiger bedeutungs-

theoretischer Positionen brechen. Diese Radikalität konvergiert vielleicht nicht zufällig mit der Tatsache der weitgehenden Ignorierung dieses Teils des Werks der erwähnten Autoren durch die (linguistische) Fachwissenschaft. Es drängte sich geradezu der Eindruck auf, dass eine angemessene, den theoretischen Positionen und Intentionen der Begründer vollständig gerecht werdende Rezeption der Frame-Theorie (zumindest im deutschen Sprachraum, aber nicht nur dort) noch gar nicht erfolgt ist und mithin Desiderat bleibt. Daher entstand die Idee einer umfassenden Einführung in die Frame-Theorie aus linguistisch-semantischer Sicht, die mit dem vorliegenden Buch umgesetzt worden ist. Zufällig verlief die Entwicklung im Fach so, dass während des mehrjährigen Prozesses der Lektüre, Zusammenfassung und Weiterentwicklung die Frame-Semantik neuerliche Aktualität in der Sprachwissenschaft bekam, wie verschiedene Forschungsaktivitäten und Publikationen zeigen. Die Zuwendung vieler Sprachwissenschaftler zu Aspekten des Wissens – und das allgemeine forschungspolitische Schlagwort von der „Wissensgesellschaft“, das auch in der deutschen Linguistik zu manchen neuen Forschungsverbänden geführt hat, ebenso wie die neue Aktualität der Kognitionsforschung auch unter Beteiligung von Sprachwissenschaftlern – haben dem Vorhaben der vorliegenden Einführung dann eine unerwartete Aktualität gegeben.

Da weder in deutscher Sprache, noch (zum Zeitpunkt der Drucklegung) auf Englisch eine umfassende Einführung in die Frame-Semantik vorliegt, glaubt der Autor, mit dieser Arbeit eine echte Lücke zu füllen. Er wäre kein Wissenschaftler, wenn er diese Gelegenheit des zusammenfassenden Darstellens und Profilierens einer bislang unzureichend gewürdigten Theorie- und Forschungsrichtung nicht genutzt hätte, um (allerdings von der Darstellung deutlich getrennt in einem eigenen Kapitel) einen eigenen synergetischen Vorschlag für eine umfassende Frame-semantische Theorie und Forschungsperspektive zu formulieren, die verschiedene Forschungsinteressen der letzten Jahre bündelt.

Bei der mehrjährigen Arbeit war der Austausch mit den in den Texten spürbaren „Geistern“ der Verfasser meist intensiver als der mit lebenden Kollegen „aus Fleisch und Blut“, zumal es denen, die voll in den akademischen Betrieb eingebunden sind mit allem, was dazugehört (und dazu zählen auch der Verfasser und fast alle der potentiellen Gesprächspartner), oft einfach an der Zeit fehlte, diesen Austausch mit der allein angemessenen theoretischen Tiefe (die meist ziemlich zeitraubend ist) zu führen. Dennoch haben die zahlreichen allgemeinen Diskussionen im Frame-theoretisch basierten Düsseldorfer Forschungsverbund zur „Struktur von Repräsentationen in Sprache, Kognition und Wissenschaften“ dem vorliegenden Vorhaben eine zunächst nicht vorauszusehende Dynamik gegeben – trotz und vielleicht gerade wegen der dabei häufig zu Tage getretenen tiefgreifenden Differenzen in Grundsatzfragen. Für die Ermöglichung der Einsicht in diese Differenzen sei den Kolleginnen und Kollegen daher gedankt. Ein über die Jahre konstant vom Gedankenbildungsprozess in Kenntnis gesetzter Kollege, dem ich zahlreiche wertvolle Anregungen verdanke, sei aber namentlich genannt, nämlich Alexander Ziem, zu dessen eigener Frame-theoretischer Arbeit (Ziem 2008) das vorliegende Buch eine Art Korrespondenz- wie auch Gegenstück darstellt. (Weshalb, das bleibt unser beider Geheimnis.) Herzlich danken möchte ich auch Anisha van Elten und Madlen Kazmierczak für zahlreiche hilfreiche Unterstützung in gewohnter Perfektion bei Literaturbesorgung, Redaktion, Grafiken sowie Korrektur.

Düsseldorf, im September 2011

Dietrich Busse

# 1. Einführung in die Thematik

## 1.1 Warum Frame-Semantik?

Schauen wir uns zunächst folgendes kleines Stück Konversation an: „Kannst du mir bitte die Autoschlüssel geben?“ – „Warum, was hast du vor?“ – „Ich will ein bisschen shoppen gehen.“ „Ach komm, bleib hier! Das Benzingeld kannst Du sparen. Dein Konto ist doch eh schon im Minus.“ Was muss man wissen, um diesen Dialog verstehen zu können? Ein zentrales Wort in diesem Mini-Text ist *shoppen*. Wir wissen als muttersprachliche Sprecherinnen und Sprecher des Deutschen, dass es vom engl. *shop* abgeleitet ist und im Kern seiner Bedeutung zwar nicht ganz identisch ist, aber viel zu tun hat mit dem geläufigen deutschen Wort *einkaufen*. Von diesem Wort wissen wir, dass es ein zusammengesetztes Verb ist, das als einen Bestandteil das Verb *kaufen* enthält. Wir wissen, dass die Bedeutung beider Verben eng zusammenhängt, wenn sie auch nicht identisch ist. Denn wir können zwar sagen „Ich gehe jetzt einkaufen“, aber nicht, „\*Ich gehe jetzt kaufen“.<sup>1</sup> Warum ist der letzte Satz im Gegensatz zum vorherigen so nicht möglich? Wir wissen, dass in einem Satz mit *kaufen* immer der Gegenstand, auf den sich die Handlung des Kaufens richtet, also das, was gekauft wurde oder werden soll, explizit genannt werden muss. Man kann also sehr wohl sagen „Ich gehe jetzt Brötchen kaufen.“ Da diese Bedingung (linguistisch gesprochen: der in den Regeln unserer Sprache – hier: den semantischen Regeln des Wortes – angelegte Zwang zur Nennung des direkten Objekts des intransitiven Verbs *kaufen*) beim Verb *einkaufen* nicht gegeben ist, muss dies etwas mit der Hinzufügung des Präfixes *ein-* zu tun haben. Wir können dann natürlich versuchen, in unserem semantischen (lexikalischen) Gedächtnis zu kramen und zu überlegen, was wir über die Bedeutung des Präfixes *ein-* (oder des selbständigen Morphems / Wortes *ein*, was linguistisch gesehen keineswegs dasselbe ist) wissen. Wir können dann an Verben wie *einholen*, *einstecken*, *einlaufen* usw. denken; wegen der uneinheitlichen Verwendung (und relativ großen Bedeutungsvielfalt) von *ein-* würden wir damit aber nicht unbedingt zu einem befriedigenden Verständnis des Wortes *einkaufen* gelangen. „Aber wieso denn dieses kleinkarierte Rumdiskutieren?“ So könnten Nichtlinguisten nun fragen. Wissen wir nicht alle, was *kaufen* ist? Dass man immer ETWAS *einkauft*, dass man zum *kaufen* von etwas GELD braucht? Weil man dann, wenn man etwas *einkauft*, dafür, dass man etwas mitnehmen darf (und das dann einem selbst „gehört“), dem anderen einen GEGENWERT geben muss? Dass der andere ein VERKÄUFER ist (und man selbst ein KÄUFER)? Ja, all dies wissen wir natürlich. Für einen Linguisten, einen Semantiker, ist es aber schwierig, zu entscheiden, welche Aspekte dieses uns so selbstverständlichen Alltagswissens benötigt werden, um die Bedeutung eines Wortes wie *einkaufen* verstehen zu können. Oder linguistischer gesprochen: welche Aspekte des verstehensrele-

---

<sup>1</sup> Das Sternchen \* wird in der Linguistik benutzt, um sprachliche Ausdrücke zu kennzeichnen, die so nicht verwendet werden können (falsch, regelwidrig oder „ungrammatisch“ sind).

vanten Wissens noch zur „lexikalischen Bedeutung“ dieses Wortes zu zählen sind, und welche nicht (und warum).

Diese und vergleichbare Fragestellungen haben den Begründer der linguistischen Frame-Semantik, Charles J. Fillmore, dazu bewegt, seine Version der Frame-Theorie zu entwickeln. Und es war sicherlich nicht zufällig, dass das, was er „commercial event“ nennt, dabei eines seiner Lieblingsbeispiele war. Woher wissen wir, was (abstrakt gesprochen) zu einem solchen „Kaufereignis“ (oder „Verkaufereignis“ – auf die Differenz kommen wir noch zu sprechen) dazugehört, was eigentlich dieses Ereignis ausmacht? Wir wissen das aus unserer Alltagserfahrung, also entweder aus eigenem Erleben oder aus Erzählungen (Benennungen, Beschreibungen, Erklärungen, Definitionen usw.), meistens aus beidem zusammen, da reines Beobachten meistens nicht ausreicht, die in einer Gesellschaft üblichen „Ereignistypen“ (und um einen sozialen „Ereignistyp“ handelt es sich beim Kaufereignis ja) präzise erkennen zu können.

Versetzen wir uns in die Position eines Reisenden, der zum ersten Mal in eine Großstadt kommt und dort vor dem Bahnhof, im Bus, in der U-Bahn etwa folgendes beobachtet: Immer wieder kommen (meist männliche) Personen etwas zweifelhaften Aussehens an anderen Leuten vorbei, stecken denen kurz und unauffällig etwas in die Hand und erhalten dafür ebenfalls etwas in die Hand gesteckt, ohne dass man von außen genau sehen kann, was dort hin und her gereicht wurde. Der Freund des Reisenden, der Gastgeber, der ihn vom Bahnhof abgeholt hat, macht dann vielleicht eine Bemerkung wie „Die Dealer werden auch immer unverfrorener“, und der Reisende erschließt daraus dann vielleicht, dass er gerade Beobachter eines „Kaufereignisses“ geworden ist, hier, eines alltäglichen kleinen Drogenhandels. Er kann dies, weil er Elemente des Beobachteten seinem Wissen über die bei einem Kaufereignis beteiligten Elemente zuordnen kann. Er weiß, dass dazu zwei Beteiligte gehören, von denen der eine in der Rolle des KÄUFERS, der andere in der Rolle des VERKÄUFERS auftritt; weiter gehört dazu eine WARE, die der Verkäufer dem Käufer gibt, sowie GELD oder ein als Gegenwert eingesetzter Gegenstand, den der Käufer dem Verkäufer gibt. Er wird vermuten, dass der WERT des übergebenen „Gegenwerts“ wohl in einer angemessenen Relation zur übergebenen Ware steht (obwohl das nicht zwingend ist, es könnte sich ja auch nur um eine „Anzahlung“ gehandelt haben). Wenn der Reisende noch ein wenig juristisches Grundwissen mitbringt, weiß er vielleicht auch, dass er soeben das Zustandekommen und den (mindestens teilweisen) Vollzug eines „VERTRAGS“ beobachtet hat (obwohl solche Art von Verträgen ja wohl kaum je vor Gericht eingeklagt würden, der Ausdruck von der Lebensrealität her gesehen also als nicht ganz passend erscheinen könnte).

Wir sehen an unserem Beispiel (das ja nur das Standardbeispiel der Frame-Theorie bei Fillmore etwas weiter spinnt), dass unser Reisender bei der Beobachtung und „Deutung“ der gesehenen „Szene“ ein Konglomerat von Wissen anwendet, in dem das eine in festen strukturellen Beziehungen mit dem anderen zusammenhängt. Es gibt eine Anzahl von Elementen, die mindestens gegeben sein müssen, damit man von einem „Kaufereignis“ sprechen kann; es können Elemente hinzukommen, die fakultativ sind, also auch fehlen können (ANZAHLUNG) usw. Der vom Gastgeber benutzte sprachliche Ausdruck „Dealer“ hat die Szene zwar nicht evoziert, das Beobachtete aber in ein bestimmtes Licht gesetzt und für es eine Art „Deutungsrahmen“ benannt oder explizit gemacht.

Es ist dann nicht schwierig, das Gesamte auf die Ebene der Sprache und der Semantik zu transponieren. Wir müssen uns dafür nur den Anfang einer Erzählung oder eines Romans etwa in folgender Weise vorstellen:

„Müde von der langen Fahrt war K in seiner Hauptstadt angekommen. Vor dem Bahnhof überraschte ihn das dichte Gewühl von Menschen, die sich durch die Trauben von Wartenden vor den Bushaltestellen und die kreuz und quer Davoneilenden ihrem eigenen Ziel entgegen zwängen mussten. Mütter, mit schwerem Gepäck behängt, schoben ihre Kinder vor sich her. Vollbart- und Kappchen-Träger bildeten in alldem Gewusel mit ihrem stoischen Palaver stabile Kreise. Durch die Menge streiften die Kleindealer und frönten mit schnellen, unauffälligen Bewegungen ihrem Metier ...“

In einem solchen Erzählanfang „evoziert“ (wie Fillmore dies genannt hat) das (Teil-) Wort „Dealer“ eine Szene desselben Typs, wie sie unser Reisender aufgrund eigener Beobachtungen in seinem Deutungsprozess aktiviert hatte. Diese evozierte (aus dem Gedächtnis abgerufene und epistemisch aktivierte) Szene hilft beim Verstehen der weiteren Wörter und des ganzen Satzes. Ein Leser kann sich dann vorstellen, was mit dem „Metier“ gemeint ist, und was genau er sich vorzustellen hat unter „der Dealer frönte seinem Metier“. Auch, was die „schnellen, unauffälligen Bewegungen“ in diesem Satz bzw. Text besagen sollen, warum sie überhaupt erwähnt werden, erschließt sich (erst) vor dem Hintergrund dieser Szene. Die beiden bisher besprochenen „Deutungs-“, oder „Verstehens-Prozesse“ – hier auf die selbst beobachtete realweltliche Szenerie, dort auf die Bedeutung eines sprachlichen Zeichens, eines Wortes in einem bestimmten Kontext bezogen – unterscheiden sich nur wenig in der Form und dem Umfang, in der bzw. dem jeweils verstehensrelevantes Wissen aktiviert bzw. „abgerufen“ wird. Die Vergleichbarkeit beider Arten von Verstehensprozessen macht auch verständlich, warum eine linguistische Semantik, die sich mit Verstehensvoraussetzungen der geschilderten Art beschäftigt und deren Beitrag zudem klären will, was man „Bedeutung“ oder „Sprache“ nennt, eine so große Nähe zur allgemeinen Kognitionswissenschaft, zur Erkenntnistheorie und zur Gedächtnistheorie aufweist. Was der eigentliche „sprachliche“ Beitrag in einem solchen kognitiven Geschehen darstellt, ist denn auch eine der schwierigsten Fragen einer „kognitiven“ oder „epistemologischen“, oder „interpretativen“ oder „verstehenserklärenden“ Semantik.

Frame-Semantik ist eine Form der (linguistischen) Semantik, die überhaupt zum ersten Mal explizit und gezielt die Frage nach der Rolle, der Form und dem Umfang des für das Verstehen eines sprachlichen Ausdrucks (eines Wortes, Satzes, Texts) relevanten Wissens auch jenseits der Grenzen des rein „linguistischen“ Wissens gestellt hat, wie es in gängigen Grammatikmodellen (oder grammatiktheoretisch oder logik-theoretisch dominierten „Semantik“-Konzeptionen) beschrieben und theoretisch expliziert wurde / wird. Sie ist daher eine Form der Semantik, die die Grenzen geläufiger Modelle deutlich überschreitet. Da sie nach dem verstehensrelevanten Wissen in seiner ganzen Breite fragt, also – metaphorisch – gelegentlich als „reiche“ oder „tiefe“ Semantik bezeichnet wird, kann man die Frame-Semantik als Teil eines Forschungsbestrebens betrachten, das man als eine „linguistische Epistemologie“,<sup>2</sup> eine linguistische Analyse des zum Verstehen und Gebrauch sprachlicher Mittel notwendigen Wissens in seiner ganzen Breite, Form, Struktur und Funktion bezeichnen könnte. Damit entfernt sich diese Form von Semantik, die eingebettet ist entweder in

<sup>2</sup> Was heute üblicherweise unter dem Titel „Epistemologie“ gehandelt wird, ist meist (im angelsächsischen und auch im französischen Sprachgebrauch noch deutlicher) nicht viel mehr als Wissenschaftsgeschichte / -theorie. (Gelegentlich wird der Begriff auch synonym mit „Erkenntnistheorie“ verwendet.) Die hier angestrebte (linguistisch reflektierte) Epistemologie würde demgegenüber die Gesamtheit des gesellschaftlichen Wissens (gleich welcher Provenienz und Strukturprinzipien) zu ihrem Gegenstand machen müssen. Dabei geht es durchaus um Erklärung und Beschreibung des Wissens selbst (in seinen Strukturen, Formen, Funktionen und Auftretensweisen), und nicht (wie in der Erkenntnistheorie) nur um die Formen seiner Gewinnung.

kognitionswissenschaftliche Ansätze, oder in das Bestreben der Entwicklung einer „interpretativen“ oder „Verstehens“-Semantik, deutlich von dem schmalen Pfad der traditionellen linguistischen, logischen oder lexikographischen Bedeutungsmodelle. Sie zieht – ganz unromantisch – einen definitiven Schlussstrich unter die lange Zeit so beliebten Märchen der traditionellen linguistischen Semantik.<sup>3</sup>

## 1.2 Ein Märchen – Semantik, wie sie am schönsten (und einfachsten) wär

Es gab eine Zeit, in der haben sich Linguisten mit Vorliebe ein Märchen erzählt, das so schön war, dass manche bis heute nicht von ihm lassen können, und viele inständig glauben möchten, dass es der Wahrheit und Wirklichkeit entspricht. Sie wehren sich heftig gegen jede Versuche der Entzauberung; und obwohl schon längst mannigfach gezeigt und bewiesen ist, dass es sich nur um einen (schönen?) Traum handelt, die Wirklichkeit aber ganz anders ist (viel schwieriger, unordentlicher, und daher vielleicht für Viele, die dies nicht aushalten, auch bedrohlicher), möchten sie weiterhin an ihren Fantasy-Gebilden festhalten und sperren sich überzeugungsfest gegen jegliche Gegenargumente.

Dieses Märchen geht etwa folgendermaßen: Die Menschen haben, um sich untereinander zu verständigen, ein wunderschönes Instrument, das sich „Sprache“ nennt. Dieses Instrument ist eigentlich eine Sammlung von zahlreichen Werkzeugen, von denen jedes eine klare, vorherbestimmte und festliegende Funktion hat. Ein Schraubenzieher ist ein Schraubenzieher, ein Hammer ein Hammer, ein Nagel ein Nagel. Mit einem Schraubenzieher dreht man Schrauben in einen Gegenstand oder wieder heraus, und sonst nichts. Mit einem Hammer schlägt man einen Nagel in Holz oder ein ähnliches Material, und sonst nichts, mit einem Nagel befestigt man einen Gegenstand an einem andern oder man schlägt ihn in die Wand, um daran etwas aufzuhängen, und sonst nichts. (Dass manche Menschen Schraubenzieher dazu benutzen können, einen anderen zu stechen, oder einen Hammer, um jemanden zu erschlagen, kommt in diesem Traum nicht vor oder wird, wenn es mal passiert, ganz schnell wieder in die Tiefen des Vergessens verdrängt.)

Das Werkzeug Sprache mit seinen Einzelteilen ist schön, strahlend, makellos rein und vor allem: vollkommen. Alles was man braucht, ist da, nichts fehlt, alles ist an seinem genau vorbestimmten Platz. Es entspricht in seiner Makellosigkeit und der Klarheit seiner Struktur der schönen Ordnung der alljährlich auf einem Londoner Platz zu Ehren des Geburtstags der Queen angetretenen militärischen Formationen.

Jedes einzelne Merkmal jedes Teilelements dieser schönen Sprache, jede Eigenschaft, jede Teilkomponente, ist von der Funktion des Werkzeugs vorgegeben, hat seinen (ihren) genau definierten Platz. Ein Hammer etwa hat einen Stiel mit einer bestimmten Länge und Form. Das schwere Eisenteil am Hammer ist länglich und hat eine flache Schmalseite und eine spitzbreit zulaufende gegenüberliegende Schmalseite. Alles ist genau bestimmt, und nichts darf fehlen. Die Linguisten, die diesem Traum anhängen, haben dann aber große Probleme mit einem einfachen und alltäglichen Satz wie, sagen wir mal, „Ich muss einen

<sup>3</sup> Auf die hier vorgeschlagene Perspektive einer „linguistischen Epistemologie“ oder „epistemologisch orientierten Semantik“ werde ich am Ende dieses Buches noch einmal zurückkommen (vgl. Kap. 8). In verschiedenen Aufsätzen (Busse 2005, 2006, 2007a, 2007b, 2007c, 2008) habe ich diese Perspektive wiederholt ausführlicher begründet.

neuen Stiel an den Hammer machen, der alte ist zerbrochen.“ Wie nun? Zum „Hammer“ gehört doch, dass er „einen Stiel hat“. Der Stiel war doch zuvor als wichtige, unverzichtbare Eigenschaft des Hammers (und des ihn bezeichnenden Wortes) definiert worden. Ist der Stiel ab (weil er zerbrochen ist), ist das, was dann übrigbleibt, eigentlich noch ein „Hammer“? Darf ich dieses schöne Wort für dieses hässliche unvollkommene Ding überhaupt noch verwenden? Ist nicht der „Hammer“ erst dann wieder ein „Hammer“, wenn ich den neuen Stiel daran befestigt habe? Aber was ist er in der Zeit dazwischen? Solche Fragen können unsere semantischen Träumer leider nicht beantworten. Sie widersprechen nämlich zutiefst den Grundideen ihres theoretischen Traums.

Dieser Traum ist in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder kritisiert, als unzulänglich, der sprachlichen Realität nicht entsprechend überführt worden – und dennoch wird vielfach bis heute vehement an ihm festgehalten. Für den Traum gibt es viele Bezeichnungen: „Merkmal-Semantik“, „Komponenten-Semantik“, „Notwendige-und-hinreichende-Bedingungen-Semantik“, „Wahrheitskonditionale Semantik“, „Checklist-Theorien der Bedeutung“, und er wird besonders intensiv geträumt in Theorie-Konfessionen wie der generativen Grammatik, der logisch-formalen Semantik, und früher einmal der inzwischen wohl untergegangenen strukturalistischen Linguistik. Die alternativen Semantik-Konzeptionen, die diesem Traum entgegengestellt wurden, und deren Vertreter immer wieder die Unhaltbarkeit dieses Traums oder Märchens nachgewiesen haben, sind z.B. (in der Reihenfolge ihres Auftretens in der Wissenschaftsgeschichte) die Gebrauchstheorie der Bedeutung nach dem Spätwerk von Ludwig Wittgenstein, die pragmatische Theorie der Implikatur und das dahinter stehende Semantik- und Kommunikations-Modell von Herbert Paul Grice, die Stereotypen-Semantik eines Hilary Putnam bzw. (wissenschaftshistorisch erfolgreicher) die fast dasselbe besagende Prototypen-Semantik einer Eleanor Rosch und ihrer Nachfolger sowie nicht zuletzt die Frame-Semantik eines Charles Fillmore.<sup>4</sup> Zahlreiche weitere linguistische oder sprachphilosophische Theorien beschäftigen sich – oft, ohne das geschilderte semantische Märchen explizit anzugreifen oder zu kritisieren – mit Gegenständen, die einfach nicht zu diesem Märchen passen wollen, die, um es präziser zu sagen, die Erklärungskraft dieses Märchens eindeutig übersteigen und die Annahme seiner Richtigkeit meistens implizit und (bei genauerem Nachdenken) nachweislich widerlegen. Dies betrifft Forschungen etwa zu Präsuppositionen, zu Phänomenen der Deixis, zu metaphorischem und „übertragenem“ Sprachgebrauch generell, zu Implikaturen, „indirekten Sprechakten“, textsemantischen Bezügen, soziolinguistischen Merkmalen von Wortschatzelementen usw. usf. In jüngster Zeit waren es – oft außerhalb oder am Rande der „Linguistik“ – häufig kulturwissenschaftliche Ansätze in der Semantik, wie etwa Begriffsgeschichte, post-foucaultsche Diskursanalyse, mentalitätsgeschichtlich motivierte Untersuchungen u.a., welche die Unhaltbarkeit des Märchen-Modells der Semantik erwiesen haben.

Nun in etwas trockenerer Sprache: Was sind die Kernelemente dieses Modells, das immer noch den linguistisch-semantischen Mainstream deutlich prägt? Es sind etwa folgende: Eine Sprache besteht aus einem Lexikon und einer Grammatik. Ein Lexikon ist ein Verzeichnis (oder „Speicher“) von klar umgrenzten und wohl definierten Lexikon-Einheiten. Das Verzeichnis enthält alle Wörter der Sprache und (je nach Fassung des Modells) eventuell auch eine Liste aller bedeutungstragenden Einheiten der Sprache, die kleiner sind als

<sup>4</sup> Vgl. Wittgenstein 1971, Grice 1957, 1975, Putnam 1979, Rosch 1977, Fillmore 1982; einführend Busse 2009.

Wörter (also der Morpheme). Jedes Wort besteht aus einer Ausdrucksseite und einer Inhaltsseite. Die Ausdrucksseite ist kompositionell zusammengesetzt aus kleineren Einheiten, denn sie ist eine bestimmte Kette von Phonemen. Auch die Inhaltsseite ist (wie die Ausdrucksseite aus Phonemen) nach dieser Auffassung zusammengesetzt aus kleineren Elementen, d.h. sie ist analysierbar in kleinere Teileinheiten,<sup>5</sup> die sogenannten „semantischen Merkmale“, „semantic marker“, „semantischen Komponenten“ (die früher einmal nach dem Vorbild der kleinsten Einheiten der Ausdrucksseite, den Phonemen, in Analogie als „Seme“ oder „Sememe“ bezeichnet worden waren). Jede Wortbedeutung kann durch die Angabe einer festen Anzahl (Menge) an bedeutungsbestimmenden Merkmalen exakt definiert werden<sup>6</sup> und es ist damit grundsätzlich möglich, die Bedeutung eines Wortes durch die Angabe der Gesamtheit der jeweils bedeutungsbestimmenden Merkmale erschöpfend (restfrei), vollständig und abschließend zu beschreiben.<sup>7</sup> Auch den Verfechtern dieses Modells war immer schon klar, dass die von ihnen an (scheinbar) klar definierten und abgrenzbaren Wortschatzgruppen demonstrierten „semantischen Merkmale“ nicht alles erfassen, was bei der konkreten Verwendung eines Wortes in einem konkreten Satz oder Text mit diesem Wort semantisch (als Wissen, als Interpretation) verbunden werden kann. Sie haben dieses Problem umgangen, indem sie die feine (aber, wie sich später gezeigt hat, praktisch nur schwer durchführbare) Unterscheidung zwischen „wesentlichen“, „bedeutungsdefinierenden“, „dingbestimmenden“ Merkmalen, den sogenannten „notwendigen und hinreichenden Bedingungen“ (für die angemessene Verwendung eines Wortes) einerseits und irgendwelchen anderen inhaltlichen Aspekten andererseits eingeführt haben. Dabei wurde zur „Wortbedeutung“ oder „lexikalischen Bedeutung“ nur das gerechnet, was diesen Anforderungen entsprach; etwaige anderweitige inhaltliche Aspekte eines Wortes (z.B. der Unterschied zwischen „diese Dame dort“, „dieses Weib dort“, „diese Tussi dort“) wurden implizit oder explizit<sup>8</sup> aus dem, was man zur „Bedeutung“ eines Wortes rechnete, ausgeschlossen.<sup>9</sup>

Zusammenfassend wird diese semantische Konzeption meist als „Merkmals“- oder „Komponenten-Semantik“ benannt. Der Ausdruck „Komponente“ deutet bereits an, dass sich diese Konzeption prima auf die Satz- und Textebene erweitern lässt: Sind Wörter (auf ihrer Bedeutungsseite) komponentiell zusammengesetzt aus den „semantischen Komponenten / Merkmalen“, die man geradezu als eine Art „Bedeutungs-Atome“ verstehen könnte, die sich in den Wortbedeutungen zu einer Art von „Bedeutungs-Molekülen“ verbinden, dann ist es ein Leichtes anzunehmen, dass sich die Wörter auf der Ebene der Sätze auch auf einfache Weise komponentiell zusammenfügen zu einer Satzbedeutung. Jede Satzbedeutung, so die Weitererzählung dieses Märchens, lässt sich dann als einfache Addition der Wortbedeutungen (und zusätzlich der grammatischen Regeln der Syntax) quasi „errechnen“. „Textbedeutungen“ lassen sich dann in irgendwie vergleichbarer Weise als Kombinationen aus Satzbedeutungen errechnen. Diese als „Kompositionalitätspostulat“ bekannte These gibt zugleich das Grundprinzip der gesamten linguistischen Denkrichtung an: Auf

<sup>5</sup> Zum Analysierbarkeitspostulat nach Greimas 1971 siehe erläuternd Busse 2009, 14 und 44 f.

<sup>6</sup> Zum Bestimmbarkeitspostulat siehe die Nachweise in Busse 2009, 44 ff.

<sup>7</sup> Zum Exhaustivitäts- oder Vollständigkeitspostulat siehe die Nachweise in Busse 2009, 44 ff.

<sup>8</sup> Für eine explizite Version dieser reduktionistischen Semantik siehe Bierwisch 1978, 1982.

<sup>9</sup> In ähnlicher Weise wurden – wohl weil von Anfang an klar war, dass sie sich nicht kompositional-semantisch beschreiben lassen würden – auch die semantischen Gehalte der Morpheme lange nicht als „Bedeutung“ bezeichnet, sondern mit anderen Termini, wie „Funktion“, belegt. Dieser kleine terminologische Trick sollte wohl die eklatanten Probleme dieses theoretischen Modells ein wenig camouflieren.

beiden Seiten (Inhalt wie Ausdruck) wohldefinierte und eindeutige sprachliche Einheiten lassen sich zu wohldefinierten und eindeutigen größeren Einheiten kombinieren, die sich dann wiederum zu noch größeren (und immer noch wohldefinierten und eindeutigen) Einheiten verbinden lassen usw. D.h. in sich identische, sich im weiteren Verlauf nicht verändernde, in ihrer Bedeutung wie in ihrer äußeren Form abgeschlossene und beständige Morpheme kombinieren sich zu ebensolchen Wörtern, die sich zu ebensolchen Sätzen kombinieren, die dann ebensolche Texte bilden (können).<sup>10</sup> Mit dieser semantischen Konzeption ist dann auch die Hoffnung verbunden, dass eine bestimmte sprachliche Einheit (Morphem, Wort, Satz, Text) jeweils nur *eine* bestimmte Bedeutung aufweist.

Dass dieses theoretische Modell auf tönernen Füßen steht, dass das ganze Märchen sich bei jedem Versuch der breiter gestreuten Anwendung auf natürliche Spracherzeugnisse als das erweist, was Märchen nun einmal sind, nämlich pure Wunschgebilde, Geschöpfe der „Fantasy“ eben, hat seine Verfechter über viele Jahrzehnte merkwürdig wenig angefochten. Im Grunde werden mindestens Teile dieses Modells bis heute vehement und unerschütterlich vertreten. Dies mag damit zusammenhängen, dass mit diesem Modell eine ganze Sprachkonzeption verbunden ist, dass an dieser Sprachkonzeption die Definition, Abgrenzung und das Selbstverständnis einer ganzen Wissenschaft, nämlich der Linguistik, hängt, und dass viel Vertreter dieser Wissenschaft offenbar tiefgreifende Existenzängste durchleben, wenn diese Fundamente ihres wissenschaftlichen Glaubens angefochten werden (auch wenn diese Anfechtungen in ihrer Allgegenwärtigkeit und Überzeugungskraft überwältigend sein mögen). Wenn sich eine Gemeinschaft durch von außen eindringende Elemente gefährdet fühlt, errichtet sie Grenzzäune. Dies sind in der politischen Realität echte Zäune aus Stahl und Stacheldraht, wie von den USA gegen Mexiko oder von der EU um die spanischen Exklaven in Nordafrika errichtet; in der Wissenschaft sind es terminologische und definitorische Grenzzäune, die nicht weniger ernst gemeint sind. So in unserem Fall etwa der Grenzzaun zwischen „Bedeutung“ und „Sinn“, zwischen „sprachlicher Bedeutung“ und „kommunikativem Sinn“, zwischen „sprachlichem Wissen“ und „Weltwissen“ oder „enzyklopädischem Wissen“ (beim Verstehen von Wörtern, Sätzen, Texten) usw.

Das Modell der Frame-Semantik ist ein Modell, das solche Grenzzäune einreißt, ihre Fundamente untergräbt, und schließlich noch den Boden erschüttert, auf dem diejenigen stehen, die diese Grenzzäune errichtet haben und sie verteidigen. Es mag hiermit zu tun haben, dass die Idee der Frame-Semantik – obwohl ihre Anfänge schon drei Jahrzehnte zurückliegen – bis heute nicht in der Linguistik festen Fuß gefasst hat. Dennoch ist man davon überrascht, wenn man gesehen hat, wie gründlich etwa einer der Begründer der linguistischen Frame-Theorie, Charles J. Fillmore, mit der Beweiskraft von hunderten von schlagenden Beispielen die Undurchführbarkeit und Unhaltbarkeit der geschilderten Märchen-Semantik (und Fantasy-Theorie der Sprache und sprachlichen Kommunikation) nachgewiesen, und sie an fast allen zentralen Fragestellungen der linguistischen Semantik immer wieder demonstriert hat. Von diesen Beispielen seien hier nur einige wenige genannt (zahlreiche weitere werden im Verlaufe dieses Buches zur Sprache kommen). Zunächst ein paar Beispiele zu Wörtern und Wortbedeutungen (bzw. „lexikalischen Bedeutungen“):

---

<sup>10</sup> Diese Erweiterung des Kompositionalitätsmodells ist eigentlich nicht ganz treffend, weil sich die Vertreter dieser Denkrichtung im Grunde für Textlinguistik und die Ebene der Texte nie ernsthaft interessiert haben. Offenbar habe sie insgeheim schon die Probleme dieses Modells vorausgeahnt.

- (1-1) *Waise*
- (1-2) *Witwe*<sup>11</sup>
- (1-3) *Apfelgehäuse*
- (1-4) *Vegetarier*<sup>12</sup>
- (1-5) *Ersatzkaffee* [*imitation coffee*]<sup>13</sup>

Würden wir, so fragt Fillmore, das Wort *Waise* auf einen vierzigjährigen Mann anwenden? Was wäre daran „schief“, wenn wir das täten? Hätten die Merkmal-Semantiker recht, müsste ja das Zutreffen der „semantischen Merkmale“ (*männlich, elternlos aufgrund des Todes der Eltern*) reichen für eine korrekte Anwendung des Wortes in diesem Fall. Trotzdem stört uns etwas daran; gemeint ist offenbar nur eine Elternlosigkeit im Kindheitsalter. Aber wann hört das Kindheitsalter in diesem Sinne auf? Mit 18 Jahren? (Vorher, nachher?) Ein Satz wie „Jan muss sein Studium selbst finanzieren, er ist *Waise*.“ wäre vielleicht weniger merkwürdig, obwohl „Jan“ ja auch hier bereits erwachsen ist. – Kann man eine Frau, die ihren Mann ermordet hat, eine *Witwe* nennen? Das ist ganz offenbar unüblich. Aber sind die Gründe dafür, warum dies unüblich ist, solche, die sich im Rahmen einer „Merkmal“- oder „Checklist-Semantik“ beschreiben lassen? Ganz offenkundig nicht.

Was ist das Merkwürdige an einem Wort wie *Apfelgehäuse* oder *Apfelkern*? Ganz offensichtlich muss ich, um ein solches Wort verstehen zu können, einiges über den Umgang mit Äpfeln in der Gesellschaft, die dieses Wort hervorgebracht hat, wissen. Vorausgesetzt wird beispielsweise, dass Äpfel gegessen werden. Mit diesen Wörtern wird schlicht der Teil des Apfels bezeichnet, der von den Menschen dieser Sprachgemeinschaft (üblicherweise, nicht zwingend!) nicht verzehrt wird. Woher weiß man dann aber, wo das *Apfelgehäuse* anfängt, und wo es aufhört? Dafür gibt es offenbar keine festen Grenzen und Kriterien, sie lassen sich also auch nicht wie mit Checklisten erfassen. – Braucht eine Gesellschaft, in der nur pflanzliche Nahrung zur Verfügung steht (oder Fleisch nur äußerst selten als Nahrungsmittel zur Verfügung steht) ein Wort wie *Vegetarier*? Ganz offensichtlich nicht. Es gibt also ein zum angemessenen Verstehen des kommunikativen Sinns dieses Wortes notwendiges Wissen, das kaum oder nur mit einigen Verrenkungen merkmalsemantisch erfassbar ist.

Schließlich *Ersatzkaffee*? Ist es nicht in logischem Denken ein Widerspruch, von etwas als einem *Kaffee* zu reden, das *kein Kaffee* ist? Man denke nur kurz über die Absurdität eines Satzes wie „*Dies ist ein Kaffee, der kein Kaffee ist*“ nach, wenn man ihn fälschlich in logischen Denkkategorien beurteilen will. Das Nominal-Kompositum *Ersatzkaffee* drückt sprachlich eigentlich genau diese Absurdität aus, da das Zweitglied eines Kompositums (hier *-kaffee* ja nach den Wortbildungsregeln unserer Sprache stets der „dingbestimmende“, referierende Teil des Nominalkompositums ist, der also einen als existent unterstellten Gegenstand bezeichnet und damit implizit behauptet: *Dieses Ding hier, auf das ich verweise, ist „Kaffee“*). In unserer natürlichen Sprache ist ein solcher Satz aber weniger problematisch, da wir zwischen „*Kaffee als Getränk*“ und „*Kaffee als pflanzlicher Rohstoff, aus dem Getränke gemacht werden können*“ problemlos unterscheiden können und daher das angebliche logische Problem in unserem Alltagswissen gar kein Problem mehr ist. Allerdings ist hier verstehensrelevantes Wissen (kulturelles Hintergrundwissen) involviert, das weit über das hinausgeht, was Merkmalsemantiker und Vertreter ähnlicher Konzeptionen noch als zur „Wortbedeutung“ oder „sprachlichen Bedeutung“ zugehörig rechnen würden.

<sup>11</sup> Fillmore 1977b, 72; 1978, 165.

<sup>12</sup> Fillmore 1976b, 26.

<sup>13</sup> Fillmore 1975c, 139.

Eine zweite Gruppe von Beispielen, die Fillmore schon beschäftigt haben, lange bevor er die Frame-Idee entwickelte, sind Sätze mit Vergleichsausdrücken:

- (1-6) *John ist groß.*  
 (1-7) *John ist größer als Bill.*  
 (1-8) *Ich bin zwei Jahre älter als mein Vater.*<sup>14</sup>  
 (1-9) *Mein Vater ist zwei Jahre älter als ich.*

Ein Satz wie (1-7) ist offenbar unproblematisch. *Größer* ist ein sich auf eine bestimmte Dimension beziehender Vergleichsausdruck. Dennoch, wenn man ihn mit (1-6) vergleicht, sieht man sofort, wie auch hier implizites gesellschaftliches Wissen mitschwingt. Man muss nämlich, um zu wissen, wie groß genau *John* ist, einen impliziten Vergleichsmaßstab kennen und immer mitdenken. Aus einem Satz wie (1-6) kann ich nämlich, so nackt wie er dasteht, kaum eine interessante Information beziehen. Solche Sätze haben doch den Zweck, eine Information zu vermitteln, und zwar eine Information über die „Größe“ des Referenzobjekts. Der Satz allein (und das Wort *groß* in ihm) können aber diese Information gar nicht vermitteln. Ist *John* nämlich zwei Jahre alt, ist von einer ganz anderen Größen-Dimension auszugehen als wenn ich weiß, dass *John* 30 Jahre alt ist. Dieses „Weltwissen“ muss ich haben, damit für mich der Satz überhaupt irgendeinen kommunikativen Sinn macht (damit ich ihn in irgendeiner Weise auf mein Weltmodell abbilden kann).

Besonders gut sieht man die Rolle des Hintergrundwissens an einem Satz wie (1-8). Die alltagsweltliche, semantische, und letztlich auch logische Unmöglichkeit dieses Satzes ergibt sich aus dem Hintergrundwissen, dass Kinder nicht älter sein können als ihre Eltern. So gerne wir annehmen würden, dass dieses Wissen doch irgendwo in der Wortsemantik enthalten sein müsste, so selbstverständlich, wie es ist, kann eine Komponenten-Semantik ein solches Problem doch niemals lösen. Das Problem resultiert ja hier aus dem Zusammenwirken mehrerer Wörter, deren lexikalische Bedeutungen je für sich genommen relativ unproblematisch erscheinen (nämlich *ich*, *Vater*, *älter*). Für Logiker bestünde zwischen einem Satz wie (1-8) und (1-9) ein großer Unterschied, da nach ihrem Verständnis (1-8) schon logisch „falsch“ wäre, während (1-9) auf irgendwie andere Weise unpassend erschiene. Betrachtet man das Ganze von der Perspektive des verstehensrelevanten Wissens her, handelt es sich bei beiden Sätzen jedoch um dieselbe Problemlage: genauso, wie ich weiß, dass ein Kind nicht älter als sein (biologischer) Vater sein kann, weiß ich, dass (zumindest in unserer Menschen-Welt) ein Vater nicht lediglich zwei Jahre älter sein kann als sein Kind. (Spielte der Satz in einer Kaninchen-Welt, wäre er aber sehr wohl möglich, anders als (1-8), der in jeder möglichen Welt unmöglich wäre.)

Gelegentlich verwenden wir Sätze, in denen der Vergleichsmaßstab (implizit) thematisch wird:

- (1-10) *Er ist groß für einen Pygmäen.*  
 (1-11) *Sie ist clever für ein Mädchen.*<sup>15</sup>

In (1-10) wird das Wissen vorausgesetzt, dass Pygmäen (im Vergleich zu anderen, als „normal“ unterstellten Menschen) normalerweise eher „*klein*“ sind. Die hier bezeichnete Person ist also *groß* nicht im Normal-Maßstab, sondern im Spezial-Maßstab, der nur für Pygmäen gilt. Das Wörtchen *für* (oder die ganze Konstruktion des Satzes) drückt hier aus,

<sup>14</sup> Fillmore 1965a, 64.

<sup>15</sup> Fillmore 1965a, 70.

dass beim Verstehen auf diesen Spezialmaßstab zurückgegriffen werden soll. Dasselbe gilt für (1-11), mit allen problematischen (weil sexistischen) Konsequenzen.

Noch einmal ein anderer Typ von Beispielen für die Grenzen klassischer Merkmal-Semantik und logischer Semantik sind die folgenden beiden Sätze:

(1-12) *Sie trug eine grüne Vase zur Party.*

(1-13) *Sie trug ein grünes Kleid zur Party.*<sup>16</sup>

Diese Sätze sind das, was Grammatiker gerne „syntaktisch ambig“ (syntaktisch mehrdeutig) nennen. Wobei: „syntaktisch“ ist hier eigentlich nur die Frage, welche Rolle im Satz die Präpositionalphrase *zur Party* spielt. Die Verwendung in (1-12) ist analog zu einem Satz wie *„Ich trug die Winterreifen zur Garage.“* Die *zu*-Phrase drückt hier die räumliche Zielrichtung der Verbhandlung aus (den Ort, an dem sich das getragene Objekt zuletzt befindet). Dieses Deutungsmuster gilt für (1-13) aber ganz offensichtlich nicht. Auch wenn es natürlich im Prinzip möglich ist, dass *sie* das *grüne Kleid* auf einem Kleiderbügel zum Ort der Party trug (diese Deutung also sprachlich keineswegs ausgeschlossen ist), so wäre die übliche Deutung dieses Satzes ganz offensichtlich eine andere. Einschlägig ist hier eine andere Bedeutungsvariante des Verbs *tragen* (das *tragen* eines Kleidungsstücks auf dem Körper). Das erkenne ich aber nicht an der syntaktischen Konstruktion. D.h. mein „grammatisches“ Wissen hilft mir kein bisschen dabei zu entscheiden, welche der möglichen Bedeutungsvarianten von *tragen* ich hier in meiner Interpretation anzusetzen habe. Ich muss das Wissen aus dem ganzen Setting (und möglicherweise dem Hintergrunds-Kontext) beziehen, das dann aber deutlich über das hinausgeht, was mit den klassischen Semantik- und Grammatiktheorien noch angemessen erfasst werden kann.

Alle geschilderten Problemfälle können im Rahmen eines Frame-semantic Modells angemessen erklärt werden. Frame-Semantik überwindet daher nicht nur die Grenzen älterer, komponentialistischer und kompositioneller Bedeutungstheorien, sondern erweist die alten Märchen als das, was sie sind, als Erzählungen, die manchen schön romantisch vorkommen mögen, die aber nicht die Wahrheit erzählen über das, was Sprache, sprachliche Bedeutung und sprachliches Verstehen eigentlich ausmacht. Der Mangel der Märchenerzähler-Modelle der linguistischen Semantik lag in ihrem Ignorieren des verstehensrelevanten Wissens als solchem, das über dasjenige, was in den traditionellen Modellen noch als „zur Bedeutung gehörig“ hinzugerechnet wird, weit hinausgeht. Erst eine „verstehenstheoretisch“ reflektierte Semantik kann daher die problematischen Selbstbeschränkungen der älteren Modelle überwinden. Die linguistische Frame-Semantik, wie sie z.B. von einem Charles Fillmore entworfen wurde, ist ein Modell sprachlicher Bedeutung, das die problematischen Reduktionismen der älteren Modelle überwindet und zum ersten Mal in der Linguistik überhaupt das verstehensrelevante Wissen in seiner ganzen verstehensermöglichenden Breite und Tiefe durch ein geeignetes Modell der linguistischen (linguistisch-semantic) Analyse zugänglich macht, und es nicht von vorneherein daraus auszuschließen versucht (wie zuvor lange Zeit geschehen).

---

<sup>16</sup> Fillmore 1975c, 149.

### 1.3 Zum Aufbau dieses Buches und zur Auswahl der Modelle

Das vorliegende – als einführendes Handbuch und zugleich Weiterentwicklung der Frame-Semantik konzipierte – Buch stellt erstmals in dieser umfassenden Form die wichtigsten Ansätze einer Frame-Semantik (bzw. der für die Frame-Semantik wichtigen kognitionswissenschaftlichen Frame-Theorie) zusammenhängend dar. Dabei lag das Ziel weniger darin, einen Gesamtüberblick über die „kognitive Semantik“ generell zu geben,<sup>17</sup> und auch nicht, eine jegliche Verwendung des Begriffs „Rahmen“ in semantischem (oder benachbartem) Kontext – gleich in welchem Sinne er gemeint war oder ist – umfassend zu erschließen und zu präsentieren.<sup>18</sup> Vielmehr liegt der Konzeption dieses Buches bewußt eine Eingrenzung auf die im engeren Sinne als (linguistische oder linguistisch relevante) „Frame-Theorie“ bekannte und diskutierte Gruppe von Modellen zugrunde, für die insbesondere die Namen Fillmore (von Seiten der Linguistik) Minsky und Barsalou (und daneben Schank / Abelson) von Seiten der Kognitionswissenschaft stehen. Welcher Seite das „Erstgeburtsrecht“ am Begriff „Frame“ (im Sinne einer „Frame-Semantik“) zukommt, soll dabei nicht entschieden werden, da die beiden Haupt-Protagonisten Fillmore und Minsky, deren wichtigste einleitende Arbeiten zu diesem Modellansatz nahezu zeitgleich im Jahre 1974/75 öffentlich bekannt wurden, nach eigenem Bekunden selbst nicht mehr angeben können, wann oder wo sie diesen (damals „in der Luft liegenden“) Terminus das erste Mal gehört oder benutzt haben, und sie von Anbeginn an immer wechselseitig auf das Werk des jeweils anderen als Anregung verwiesen haben. Doch hat sich die Tatsache, dass der Verfasser dieses Buches Linguist ist, und es vornehmlich für ein linguistisch interessiertes Publikum verfasst wurde, in der Struktur des Bandes niedergeschlagen.

Der erste größere Teil der vorliegenden Einführung in die Grundlagen der Frame-Semantik ist daher der Darstellung der erstmaligen Begründung des Frame-Gedankens in der Linguistik durch den Sprachwissenschaftler Charles J. Fillmore (Berkeley) und der Weiterentwicklung durch ihn und seine Schüler (im Kontext des internationalen Forschungsverbundes FrameNet) gewidmet. Dieser Teil der Darstellung ist nicht nur deshalb wichtig, und wurde als Einstieg gewählt, weil Fillmore der einzige Linguist unter den führenden Begründern der Frame-Theorie ist, sondern auch, weil Fillmore mit zahlreichen Beispielen immer wieder schlagend nachweisen kann, warum die Einnahme einer Framesemantischen Perspektive auf den Gegenstand „Bedeutung“ für einen Linguisten, der die Bedeutung sprachlicher Einheiten angemessen und vollständig erfassen will, quasi unverzichtbar ist. Da die Quellenlage bei Fillmore und FrameNet äußerst unübersichtlich ist (es existiert keine einzige Monographie, dafür gibt es über 100 verstreute und teilweise schwer zugängliche Aufsätze und Forschungspapiere), stellt das Fillmore- / FrameNet-Kapitel des Buches eine Service-Leistung dar, welche für Interessenten, die sich der Mühe der eigenständigen Erschließung dieses komplexen theoretischen Ansatzes nicht unterziehen wollen oder aus Zeitgründen können, die Grundgedanken von Fillmore in ihrer chronologischen Entwicklung wie in systematischer Ordnung erschließt. Da die zahllosen Facetten von

---

<sup>17</sup> Dies würde noch sehr viel mehr Raum erfordern und hätte etwa zum Einbezug solch umfassender Modelle wie der „cognitive Grammar“ von Langacker und des „mental spaces“-Modells nach Fauconnier führen müssen.

<sup>18</sup> So fehlt sowohl das kultursoziologische Modell der „Rahmenanalyse“ von Erving Goffman, als auch das Modell der *idealized cognitive models* (ICM) nach Lakoff / Johnson, dessen neuere Varianten neuerdings auch unter dem Begriff des „framing“ zitiert werden.

Fillmores Frame-Theorie sehr heterogen und breit gestreut sind, wurde für die Zusammenfassung dieses Ansatzes der Weg eines Glossars zu Fillmore und FrameNet gewählt. Der Fillmore (und FrameNet) gewidmete Teil dieses Buches stellt (weltweit) die erste zusammenfassende monographische Darstellung zum Frame-theoretischen Werk dieses Autors (und seiner Schule) dar.

In den weiteren Kapiteln wird dann zunächst der kognitionswissenschaftliche Zweig der Begründung der Frame-Theorie dargestellt. Als erster Begründer des Frame-Gedankens wird meistens Marvin Minsky wahrgenommen und rezipiert. Es mag dahingestellt bleiben, ob diese Wahrnehmung den historischen Tatsachen entspricht, da zumindest in der Linguistik Fillmore bereits 1968 erste Fassungen eines Prädikations-Rahmen-Modells formuliert hat, und auch innerhalb der Kognitionswissenschaft auch nach Meinung von Minsky selbst seine Frame-Konzeption nichts anderes sei als eine neue Durchdekliniation des älteren Schema-Konzepts von Frederick Bartlett (1932). Wie dem auch sei, gerechtfertigt durch die schnelle und äußerst breite Rezeption der damals als revolutionär empfundenen Arbeit dieses Autors wird zuerst die Frame-theoretische Konzeption von Marvin Minsky (1974 und 1986) dargestellt. Auch bei seinem Werk ist die derzeitige Rezeptionslage äußerst unbefriedigend: Von Minsky wird fast immer nur sein epochemachender Aufsatz von 1974 wahrgenommen (und selbst dessen Potential nicht annähernd vollständig erschlossen). Dass Minsky mit einer umfassenden Monographie einen anspruchsvollen Gesamtentwurf einer Kognitionstheorie vorgelegt hat, der gerade auch für Linguisten (und Semantiker) zahllose wichtige und weiterführende Überlegungen enthält, ist dem Fach bislang vollständig entgangen (dasselbe gilt, wie Minsky sich beklagt, aber auch für sein eigenes Fach, die Kognitionswissenschaft). Insofern füllt auch das Minsky-Kapitel eine spürbare Lücke in der Einführungsliteratur.

Die wichtigsten kognitionswissenschaftlichen Begründer des Frame-Gedankens (so zuerst Minsky und später Barsalou) haben auf den britischen Psychologen Frederick Bartlett (1932) als den eigentlichen Begründer der Schema-Theorie (als Vorläufer der Frame-Konzeption) verwiesen. Es schien daher sinnvoll, auch den Gehalt von dessen Arbeit für die linguistische Semantik zu erschließen. Dabei ergab sich, dass Bartlett bislang in der Forschungsdiskussion nicht berücksichtigte wichtige grundlagentheoretische Überlegungen angestellt hat, die sein Modell (und damit die Schema-Theorie und Frame-Semantik generell) an sprachtheoretische Grundlagenüberlegungen zur Konventionalität und Prototypikalität anschließen. Da für diese beiden wichtigen Aspekte sowohl bei Fillmore, als auch bei Minsky, Schank / Abelson und Barsalou völlige Fehlanzeige zu vermelden ist, ergänzen Bartletts Anstöße die Frame-Konzeption um zwei wichtige theoretische Grundlagenkomplexe.

Das Skripts-, Pläne-, Ziele-Modell von Schank und Abelson wird dann vor allem deswegen dargestellt, weil es unter den Frame- und Schema-Theorien dasjenige ist, welches in der Linguistik am umfassendsten rezipiert wurde (dies gilt allerdings fast nur für die linguistische Gesprächsanalyse und die Textlinguistik, kaum oder gar nicht für die linguistische Semantik). Außerdem wird in diesem Buch die Auffassung vertreten, dass die bekannten „skripts“ nichts anderes darstellen als Frames eines bestimmten speziellen Typs (in diesem Tenor aber auch schon Fillmore und Barsalou). Es ist daher sinnvoll, das Skript-Modell in eine umfassende Frame-semantische Darstellung zu integrieren.

In jüngsten linguistischen Forschungsansätzen wird von den Frame-Forschern insbesondere der Ansatz des amerikanischen Kognitionswissenschaftlers Lawrence Barsalou (1992,

1993) häufig zitiert und als Grundlage einer semantischen Frame-Konzeption herangezogen. Dies gilt gerade auch für solche Linguisten, welche der Frame-Theorie früher eher fern standen; z.B. Vertreter von formal orientierten Bedeutungsmodellen der Frege-Tradition. Insbesondere hat Barsalou eine Erweiterung und Systematisierung des Frame-Gedankens geleistet, die es erlaubt, diesen an formal-semantische Modelle anzuschließen. Außerdem wird vom Autor die Überzeugung vertreten, dass nur ein allgemeines Frame-Modell, wie es Barsalou vorlegt, ermöglicht, die unterschiedlichsten Facetten einer (linguistischen) Frame-Theorie zu einem Gesamtansatz zu integrieren. Auch Barsalous Frame-Ansatz wird hier dem deutschen Publikum erstmals zusammenfassend erschlossen. – Ein Unterkapitel mit einem Überblick über verstreute wichtige Einzel-Aufsätze und -Ansätze zum Frame- und Schema-Begriff schließt den theoretischen Grundlagen-Teil des Buches ab.

Im darauf folgenden Teil des Buches geht es dann um die linguistische Umsetzung, Weiterentwicklung und Anwendung der Frame-Theorie. Dazu wird zunächst einmal knapp die Forschungspraxis des von Fillmore begründeten FrameNet-Verbundes dargestellt. Danach werden die wenigen bisher vorhandenen deutschen Versuche einer linguistischen Frame-Forschung in ihren Grundzügen referiert und diskutiert. Zunächst Arbeiten mit einer lexikalisch-semantischen bzw. lexikographischen Orientierung (ein früher Aufsatz von Ballmer / Brennenstuhl sowie die einzigen bisher verfügbaren Frame-linguistischen Monographien von Wegner, Konerding und Lönneker). Insbesondere die Arbeit von Konerding ist umfassend rezipiert, sein Ansatz empirisch umzusetzen versucht worden (so etwa von Lönneker); sie weist gegenüber den Frame-theoretischen Ansätzen von Fillmore und Minsky aber empfindliche Lücken auf und erfasst Barsalou noch gar nicht, reicht daher als Grundlage einer umfassenden Frame-Theorie in keiner Weise aus. Nach einer knappen Darstellung ganz aktueller (teilweise noch nicht publizierter) Ansätze, auf der Basis von Barsalou formale Modelle einer linguistischen Frame-Semantik zu entwickeln, werden abschließend zu diesem Teil des Manuskripts kulturwissenschaftlich orientierte Anwendungen des Frame-Gedankens in der (v.a. germanistischen) Semantik rezipiert und diskutiert (Josef Klein, Claudia Fraas u.a., Alexander Ziem).

Im dritten Teil des Buches wird dann auf der Basis der vorherigen – eher handbuchartig gestalteten, aber zugleich immer auch diskutierenden und bewertenden – Gesamtdarstellung der Frame-Theorie und (linguistischen) Frame-Forschungs-Praxis zusammenfassend aus Sicht des Autors ein Arbeitsmodell der Frame-Semantik entwickelt, das sowohl die Erkenntnisse der bisherigen verschiedenen Frame-Theorien erstmalig in einem geschlossenen Modell zusammenführt, als auch durch zahlreiche Definitionen und Präzisierungsversuche die Lücken der bisherigen (linguistischen) Frame-Theorien zu schließen sucht. Alle zentralen Aspekte eines umfassenden Frame-Modells werden systematisch erschlossen und dargestellt. Als erstes integratives Frame-Modell aus linguistisch-semantischer Sicht in der gegenwärtigen Forschungslandschaft wird es zur wissenschaftlichen Diskussion gestellt.

Defizite und Einseitigkeiten der vorherigen Modelle sollen mit diesem integrativen Ansatz überwunden werden. Während Fillmore überwiegend nur prädikative Frames, und damit Verben, im Blick hatte, konzentriert sich das davon stark unterschiedliche Modell von Barsalou (und auch zahlreiche andere Autoren wie Konerding, Lönneker, Klein, Fraas) auf nominale Konzepte, vernachlässigt aber die verbalen Konzepte. Während Fillmore sich auf die spezifisch linguistischen Aspekte von Frames konzentriert, sich aber aller kognitionsbezogener Ausführungen radikal enthält, legt Barsalou zwar ein überzeugendes kognitionswissenschaftliches Modell für Frames vor, bleibt jedoch herzlich uninformiert gegen-

über den spezifisch linguistischen Problemen seines Gegenstandes. Ein spezifisch linguistisch motiviertes integratives Modell war daher ein absolutes Desiderat. Es wird aufgezeigt, dass ein solches Modell aus den Teilansätzen bei systematischer Herangehensweise problemlos zu gewinnen ist. Praktisch orientierte und anwendungsorientierte Überlegungen zur Methodik und Technik der linguistisch-semantischen Frame-Analyse (mit zahlreichen Beispielen aus der Literatur) sowie Überlegungen und Demonstrationen zu ihren möglichen linguistischen Anwendungsfeldern schließen den letzten Teil des Buches ab.

Neben einer umfangreichen Bibliographie (darunter einer Gesamt-Bibliographie zu Fillmore und FrameNet) werden in einem Anhang Frame-Darstellungen verschiedenster Form dokumentiert. Weitere Materialien (insbesondere die englischen Originalfassungen der vom Autor übersetzten Zitate) können über die im Internet abrufbare Material-Seite dieses Buches eingesehen werden, zu finden über die Seite des Verlags:

URL: [www.degruyter.com](http://www.degruyter.com)

## 2. Die Erfindung des Frame-Gedankens in der Linguistik – Der Denkweg von Charles J. Fillmore

Die Frame-Semantik ist heutzutage ein Forschungsgebiet – präziser müsste man eigentlich sagen: eine Ansammlung von verschiedenen Forschungsansätzen, (Teil-)Theorien, Modellen und Projekten –, das im Schnittpunkt mehrerer benachbarter Disziplinen liegt. Schaut man sich die wichtigsten Beiträge zur Frame-Theorie und die akademische Zuordnung ihrer Hauptvertreter an, dann kann man feststellen, dass sich darunter Linguisten, Kognitionswissenschaftler, Psychologen (Gedächtnis-, Wahrnehmungs-, Sprachpsychologen), Künstliche-Intelligenz-Forscher und auch (aber sehr viel seltener) Philosophen finden. Eine Frame-Semantik als linguistische Theorie (oder als Theorie mit linguistischen Bezügen und Nutzungsmöglichkeiten), um die es in dieser Einführung vorrangig geht, ist also nur *eine* mögliche Perspektive, die man auf kognitive / epistemische<sup>1</sup> Frames und ihre Beziehung zum Sprachverstehen einnehmen kann. Demzufolge werden in diesem Buch auch nicht ausschließlich linguistische Frame-Konzeptionen dargestellt werden, sondern diejenigen Konzeptionen, die in der Linguistik vielfach rezipiert worden sind und von der Sache her für eine linguistisch-semantische Frame-Theorie relevant sein könnten. Daher soll eine (und zwar die wichtigste) genuin linguistisch-semantische Frame-Konzeption auch am Anfang der Darstellung stehen.

Zwar kann man sich über die zeitliche Priorität streiten (die wichtigsten Arbeiten, in denen der Frame-Begriff erstmals einer breiteren Öffentlichkeit bekannt geworden ist, sind nahezu zeitgleich, jedenfalls innerhalb von zwei, drei Jahren erschienen<sup>2</sup>), aus linguistischer

---

<sup>1</sup> Ich verwende in diesem Buch häufig die Doppelform „kognitiv / epistemisch“ (oder umgekehrt), da beide Begriffe zwar etwas bezeichnen, das eng zusammenhängt, sie aber keineswegs synonym sind. Während in „kognitiv“ eher der Erkenntnisakt fokussiert wird, betont „epistemisch“ eher das auf vorgängige Erkenntnisakte zurückgehende Wissen als solches. Die Begriffe repräsentieren also das, was Grice einmal als „act-object-ambiguity“ charakterisiert hat: einen (hier: geistigen) Akt und sein Ergebnis. Während man bei „Kognition“ über „geistige Prozesse“ und ähnliches sprechen kann, erlaubt es der Begriff „Episteme“ oder „Wissen“, z.B. über „Architekturen des Wissens“ zu reden (vgl. Busse 2005). – Die hier entfalteten Überlegungen dienen in den Augen des Verfassers der Grundlegung einer noch zu entwickelnden „linguistischen Epistemologie“. Vgl. dazu Kapitel 8 und u.a. Busse 2007a, 2007b. – [Anmerkung zum Umgang mit Zitaten: Dieses Buch macht aus Gründen der besseren Nachvollziehbarkeit in extensivem Ausmaß von der Möglichkeit des Zitierens Gebrauch, was zu einer hohen Zahl von teilweise langen Fußnoten führt. Wem das Nachverfolgen der Fußnoten zu mühsam ist, der kann sich durchaus auf die Lektüre des Haupttexts beschränken. Wer es genauer wissen will, sollte – zumindest später einmal – auch die Zitate und Anmerkungen in den Fußnoten mit- oder nachlesen. Alle im Original englischen Zitate wurden vom Autor dieses Buches ins Deutsche übersetzt, um auch solchen Lesern den Zugang zu den referierten Konzeptionen zu ermöglichen, denen das Lesen englischer Texte nicht so sehr oder gar nicht geläufig ist. Die englischen Originalfassungen der Zitate können auf der Material-Seite des Verlages zu diesem Band über das Internet eingesehen werden. URL: [www.degruyter.com](http://www.degruyter.com)]

<sup>2</sup> Fillmore 1968a, 21 (erstmalige Erwähnung der „Kasus-Rahmen“ für Tiefenkasus / semantische Rollen von Verben / Prädikaten und Einbettung in eine „conceptual framework theory of case“); Fillmore 1975b, 123 (erstmalige explizite Verwendung des Begriffs „Frame“ durch einen Linguisten als rein se-

Perspektive ist aber unabweisbar, dass Charles J. Fillmore als der eigentliche Begründer einer linguistischen (semantischen) Frame-Theorie angesehen werden muss. Dies gilt umso mehr, als eine nähere Auseinandersetzung mit seinen Schriften zeigt, dass wesentliche Grundgedanken, die ihn später dazu veranlassen haben, die Idee einer Frame-Semantik zu verfolgen, schon sehr früh in seinen Arbeiten auftauchen, und zwar lange bevor erstmal der Begriff *Frame* überhaupt verwendet wird. Es lohnt sich daher, den gesamten Denkweg von Charles J. Fillmore nachzuzeichnen, da dadurch deutlicher wird, welche linguistischen – hier (bei weitem nicht nur, aber doch vorrangig) semantischen – Problemstellungen zu der Einsicht geführt haben, dass ältere linguistische Modelle (der Grammatik, der Semantik) wesentliche Aspekte ihres Gegenstandes verfehlen und darum zu einer Theorie fortentwickelt werden müssen, welche die Fehler der verkürzenden (und wichtige Aspekte des Funktionierens von Sprache missverstehenden) älteren Ansätze vermeidet.

Fillmores Arbeiten haben für zwei wichtige neue Strömungen in der Linguistik den Anstoß gegeben. Das ist zum einen – auf dem Gebiet der Semantik – die Frame-Theorie, und zum anderen – stärker grammatisch orientiert – das Modell der sogenannten „Construction Grammar“,<sup>3</sup> worunter Fillmore vor allem eine integriert semantisch-grammatische Erforschung sogenannter „Konstruktionen“ versteht, zu denen er etwa idiomatische Wendungen, Routineformeln, und bestimmte, quasi-idiomatische grammatische Konstruktionen zählt, die eine „konstruktionelle“ Eigenbedeutung aufweisen. In der vorliegenden Einführung wird es allein um den semantischen Strang der Denkentwicklung von Fillmore gehen. Diese zeigt, dass Fillmore zwar nach wie vor starke grammatische Interessen hat, im Rahmen der Entwicklung der Frame-Theorie aber meistens vom Standpunkt der „lexikalischen Semantik“ aus argumentiert, deren Basis er jedoch oft zu verlassen gezwungen ist in Richtung auf eine allgemeine „verstehens-orientierte“ oder „interpretative“ Semantik („understanding semantics“<sup>4</sup> oder „interpretive semantics“<sup>5</sup>). Die Darstellung dieses über mehrere Stufen beschrittenen Denkweges wird aber zeigen, dass Fillmore trotz aller Ausflüge in eine allgemeine Verstehenstheorie im Herzen immer ein „lexikalischer“ Semantiker geblieben ist – erstaunlicherweise ohne erkennbare Versuche, den Begriff der „lexikalischen Bedeutung“ als solchen überhaupt jemals explizit zu definieren. Dies zeigt sich auch in der Anlage des großen Berkeley-FrameNet-Projektes (oder Projekt-Verbundes), in der die zwei Aspekte seines Werkes, für die Fillmore am bekanntesten geworden ist, nämlich die „semantischen

---

mantischer Begriff, unabhängig von „Kasus-Rahmen“); Minsky 1974, 1 [211] (explizite Einführung, Begründung und Definition des Frame-Begriffs durch den Kognitionswissenschaftler Minsky; vielzitiertes Referenzwerk für die Frame-Theorie); Schank / Abelson 1974, 36 ff. (Einführung der Begriffe „script“, „plan“ usw. durch einen Psychologen und einen Kognitionswissenschaftler, die sich häufig auf ähnliche Beispiele beziehen, wie sie auch Fillmore benutzt, und die in der Rezeption – vor allem in der Linguistik – häufig mit dem Frame-Begriff in einen Topf geworfen wurden).

<sup>3</sup> Erstmals Fillmore 1985b, 1988, 1989; siehe auch Kay 1997, Goldberg 1995; einführend: Croft 2001, und (deutsch) Fischer / Stefanowitsch 2006.

<sup>4</sup> Das Primat einer verstehensorientierten Perspektive in der Semantik formuliert Fillmore erstmals explizit in 1975c, 135 und 137 ff. „Die Behauptungen, die ich aufstellen möchte, sind folgende: (1) dass Fragestellungen in der Semantik, die keine wahrnehmbare Anwendung auf den Prozess des Verstehens haben, nicht sehr wichtig für die semantische Theorie sein können. [...]“ Explizit eingeführt, begründet, und in engen Zusammenhang zur Frame-Semantik gestellt wird der Begriff der „understanding semantics“ dann in Fillmore 1985a, passim.

<sup>5</sup> Diese Bezeichnung verwendet er erstmals in Fillmore 1970a, 271; ausführlich diskutiert er sein Konzept in Fillmore 1975c im Rahmen einer expliziten und vehementen Kritik an traditionellen Semantik-Konzeptionen, denen er es dort auch explizit entgegensetzt.

Rollen“ oder „Tiefen-Kasus“,<sup>6</sup> entwickelt im Zusammenhang mit seiner „case-grammar“ (1968), und eine eher „reduzierte“ Version der Idee der semantischen Frames deutlich im Vordergrund stehen. Obwohl Fillmore in Zwischenphasen seines Werkes die Idee der Frames sehr viel grundsätzlicher angegangen ist, kehrt der in FrameNet angewendete Ansatz zu einer Beschreibung sehr basaler „Argument“-Rahmen zurück, die viel stärker an die Kasus-Rahmen-Idee der frühen Ansätze als an die – teilweise sehr radikalen – Formulierungen zur „understanding semantics“ erinnern. In den letzten Jahren ist zudem erneut immer stärker der *Grammatiker* Fillmore spürbar, gegenüber dem der zwischenzeitliche *Semantiker* und *Verstehenstheoretiker* wieder eher zurücktritt.<sup>7</sup>

Man kann den Denkweg von Fillmore hin zu einer voll ausgebauten Frame-Semantik in vier oder fünf Stufen gliedern: (1) Die frühen Überlegungen vor der Kasus-Grammatik-Phase, die ich hier nach dem Titel eines der ersten Aufsätze Fillmores (1965a) unter dem Begriff des „*Enthaltenseins*“ (*entailment*) zusammenfasse. Hier geht es im wesentlichen um erste Entdeckungen darüber, dass in der Bedeutung von Sätzen oft viel mehr (an notwendiger, verstehensrelevanter Information) „enthalten“ ist, als es auf der Basis der traditionellen grammatischen und semantischen Theorien den Anschein hat. (2) Die zunächst explizite, später aber lange Zeit versteckte und daher eher implizite Bezugnahme auf den *Valenz*-Gedanken und die daraus abgeleitete Theorie der „*Tiefen-Kasus*“ (thematischen Rollen) und *Kasus-Rahmen*. (3) Die aus der Einsicht in die Unmöglichkeit einer syntaktischen Begrenzung der thematischen „Mitspieler“ in einem Satz erwachsene Ausweitung des „Rahmen“-Gedankens auf sprachlich nicht ausgedrückte, sondern vorausgesetzte (oder implizit „mitgedachte“) „Mitspieler“ (und thematische Rollen) in Sätzen, die Fillmore im Rahmen der (kurzen) „*scenes-and-frames*“-Phase („*Szenen-Rahmen*“-Modell) seiner Theorieentwicklung vorgenommen hat. (4) Die Stufe des „Vollausbaus“ seiner semantischen Frame-Theorie, die auch unter den schon genannten Bezeichnungen „*interpretative Semantik*“ oder „*understanding semantics*“ (verstehenstheoretische Semantik) zusammengefasst werden kann. (5) Und schließlich die Umsetzung, forschungstechnische Formulierung und praktische Anwendung des Frame-Modells im *FrameNet*-Projektverbund. Die Übersicht schließt eine Darstellung der möglichen Anwendungsgebiete der Frame-Theorie in verschiedenen Bereichen der Linguistik, wie sie Fillmore selbst gesehen und programmatisch gefordert hat ein. Da die Gesamtdarstellung des Entwicklungsgangs von Fillmores Frame-theoretischem Denken und der Weiterführung im *FrameNet*-Projektverbund doch recht umfangreich ist, wird die Darstellung des Fillmore-Modells von einem zusammenfassenden Überblick – überwiegend in Form eines Glossars zu den wichtigsten Begriffen von Fillmores Frame-Konzeption – abgeschlossen, der die Darstellung der fünf Stufen von Fillmores Frame-theoretischem Denkweg abrunden wird.<sup>8</sup>

<sup>6</sup> Woanders auch als „thematische Rollen“, „Theta-Rollen“, „Argument-Rollen“ u.ä. bezeichnet.

<sup>7</sup> Es kann nur spekuliert werden, ob darin auch ein „Zurückschrecken“ vor der gelegentlich in der mittleren Phase spürbaren Radikalität der Folgen eigener Denkstufen zu sehen ist.

<sup>8</sup> Ausgeschlossen aus der Darstellung von Fillmores Werk werden daher (nur) die „construction grammar“ und seine Beiträge zu einer Theorie der Deixis (außer sie enthalten Überlegungen, die für die Frame-Theorie wichtig sind), also 12 Texte aus seinem überwiegend der Frame- und Kasus-Theorie gewidmeten *Œuvre*. Von Fillmore (oder mit seiner Beteiligung) konnten 94 Schriften nachgewiesen werden, die bis auf 8 (die nicht erhältlich waren oder bis auf einen Text Aspekte der *Construction Grammar* in unserem Kontext irrelevante Fragen betreffen) vollständig erfasst wurden. Hinzu kommen 27 Texte von *FrameNet*-Autoren ohne Fillmores Beteiligung (von denen 2 nicht zugänglich waren). D.h., von insgesamt 120 relevanten Schriften wurden bis auf 10 nicht erhältliche alle erfasst und ausgewertet.

## 2.1 Was ist in einem Satz oder Text semantisch „enthalten“?

Charles J. Fillmore<sup>9</sup> war am Beginn seiner akademischen Laufbahn (erste Publikation 1961<sup>10</sup>) zunächst vorwiegend an grammatischen Fragestellungen interessiert, wie es dem damaligen linguistischen Zeitgeist<sup>11</sup> entsprach. Schon bald erkannte er jedoch, dass eine genaue Analyse von Ausdrücken in einer natürlichen Sprache (seien es Wörter, Phrasen bzw. Satzteile oder ganze Sätze) zahlreiche Probleme aufwirft, die im Rahmen einer rein grammatischen Theorie (und auf der Basis der damals vertretenen Konzeptionen von Wortsemantik und Satzsemantik) nicht angemessen erklärt werden konnten. Es ist für Fillmores Arbeitsweise von Beginn an charakteristisch, dass ihn eine strikte Orientierung an konkretem sprachlichem Material immer wieder dazu veranlasst, sich Schritt für Schritt weiter vom grammatiktheoretischen und semantischen Mainstream in der Linguistik zu entfernen, da die dort gebotenen Ansätze nicht in der Lage waren, die Phänomene, die er benannte, zureichend zu erklären. Fillmore entfaltet so über die Jahre und Jahrzehnte an einer Fülle von Beispielen nachgerade ein Panoptikum von Phänomenen, die einer angemessenen semantischen und grammatischen Aufklärung harren.

Das Stichwort, das man vielleicht sogar als Überschrift für seinen gesamten (semantik- und grammatiktheoretischen) Denkweg einsetzen könnte, liefert er gleich in seinem ersten für uns einschlägigen Aufsatz „*Entailment rules in a semantic theory*“.<sup>12</sup> Es ist der Gedanke des „Enthaltenseins“ in der Semantik, womit gemeint ist, dass sprachliche Ausdrücke (Wörter, Phrasen, Sätze) manchmal oder sogar oft bestimmte Bedeutungsaspekte „enthalten“, die nach der gängigen Auffassung nicht Teil der „sprachlichen Bedeutung“<sup>13</sup> dieser Ausdrücke in der üblichen Betrachtungsweise sind.

<sup>9</sup> Der US-Bürger Charles J. Fillmore (\*1929) promovierte 1961 an der University of Michigan. Von 1961 bis 1971 war er Professor für Linguistik an der University of Ohio. Von 1971 bis zu seiner Emeritierung lehrte und forschte er an der University of California in Berkeley. Dort begründete er u.a. das Frame-Net-Projekt, das er bis vor kurzem viele Jahre lang leitete und auch heute noch kritisch begleitet. Aus diesem umfangreichen Projekt-Verbund ist mittlerweile ein internationaler Forscherverbund entstanden.

<sup>10</sup> Bereits in dieser Arbeit, Fillmore 1961, deuten sich Themen des späteren Werkes an, insofern Fillmore sich hier mit indirekten Objekten beschäftigt und dabei auf Problemfälle im Zusammenhang mit Ergänzungen und Kasus-Rollen stößt, die in den damaligen Grammatik-Modellen (z.B. Chomsky 1956), die er bereits jetzt scharf als unzureichend kritisiert, nicht beschrieben werden können.

<sup>11</sup> Im Jahr 1956 erschien Chomskys Buch „*Syntactic structures*“ und 1965 sein vielbeachtetes „*Aspects of a theory of syntax*“ und begründeten eine Schule, die – gerade in den USA – die Linguistik für viele Jahrzehnte dominieren sollte – in vielen Regionen der Welt und der Linguistik bis heute. Dieser wissenschaftlichen Glaubensrichtung zufolge sollte die Linguistik von einem strikten Primat der Syntax bzw. Grammatik ausgehen. Semantik war – gerade in der Frühphase der Theorieschule – eher als ein peripheres Phänomen angesehen, das mit grammatiktheoretisch dominierten Grundbegriffen zu erklären sei. Fillmore wendet sich von Anfang an strikt gegen alle Versuche, die Semantik aus der Syntax herauszuhalten. Bereits in Fillmore 1964, 88 fordert er, dass syntaktische Regeln „sensitiv für lexikalische Merkmale / Eigenschaften“ sein sollten und folgert im Hinblick auf Probleme bei der Formulierung von „Transformationsregeln“ für Phänomene wie „indirektes Objekt-Sätze“: „Manche der Phänomene können per Sub-Klassifikation beschrieben werden, andere müssen in terms von lexikalischen Merkmalen behandelt werden.“ (a.a.O. 91)

<sup>12</sup> Fillmore 1965a, wörtlich: „Regeln des Enthaltenseins in einer Semantischen Theorie.“

<sup>13</sup> Bei Wörtern wird diese „sprachliche Bedeutung“ meist als „lexikalische Bedeutung“ definiert. Eine spezifische Theorie einer „Satzbedeutung“, die über die einfachen Regeln der Grammatik hinausgeht, gab es damals – jedenfalls innerhalb der Linguistik – noch gar nicht. Allerdings sind, wie die Beispiele von Fillmore zeigen, Probleme der linguistischen Erklärung von Satzbedeutungen in seinen Überlegungen stets gegenwärtig, auch wenn er sich selbst eher als Vertreter einer „lexikalischen Semantik“ versteht und nur selten auch explizit über „Satzbedeutungen“ redet.

Fillmore beginnt seine Argumentation mit einfachen Beispielen, die dann aber zunehmend komplexer werden. Ein Satz wie

(2-1) *John ist groß.*

ergibt nach Fillmore nur dann einen verwendbaren Sinn, wenn man davon ausgeht, dass in einem solchen Satz immer ein bestimmter Vergleichsmaßstab mitgedacht ist, in Bezug auf den bestimmt wird, welche realweltlichen Verhältnisse (z.B. ausgedrückt in Körperlänge und / oder –umfang in einer üblichen Maßeinheit wie etwa Zentimetern) in Bezug auf eine vorausgesetzte Skala zu Recht als *groß* bezeichnet werden können.<sup>14</sup> Mehr noch, dieser Satz drückt im Grunde aus, dass die in diesem Satz bezeichnete Person immer (und nur) in Bezug auf einen angenommenen Durchschnittswert als *groß* bezeichnet wird (wenn man annimmt, dass die lexikalische Bedeutung eines Adjektivs wie *groß* eben genau dies: eine skalare Abweichung nach „oben“ in der Dimension „räumliche Erstreckung“ ausdrückt). Damit wird aber die semantische Information „*Durchschnittswert*“ zu einem Teil der Bedeutung (und der Bedeutungsbeschreibung) des Adjektivs *groß* in dieser Verwendung. Satz (2-1) wird daher, so Fillmore, interpretiert im Sinne von

(2-2) *John ist größer als der Durchschnitt.*

Damit „enthält“ (*entails*) die Interpretation von (2-1) aber etwas, das in einem gewissen Sinne „umfangreicher“ ist als das, was der „Wortlaut“ dieses Satzes (gemessen an den damaligen semantischen und grammatischen Theorien) „auszudrücken“ scheint. Bereits hier operiert Fillmore in seiner Analyse also systematisch mit Elementen des verstehensrelevanten Wissens, die, gemessen am damaligen Standard der Semantiktheorie, klar außerhalb dessen liegen, was noch als „linguistisch“ (oder „Teil der Bedeutung“) aufgefasst wurde. Er fordert mithin indirekt (ohne das in diesen Worten auch klar so zu formulieren), dass das implizite, stillschweigend vorausgesetzte Wissen als wichtige Voraussetzung eines angemessenen Verstehens sprachlicher Ausdrücke in eine semantische Beschreibung und Theorie mit aufgenommen werden muss.<sup>15</sup> Selbst so einfache Sätze wie

(2-3) *John ist größer als Bill.*

führen laut Fillmore also die damals dominante Merkmalstheorie der Semantik an ihre Grenzen.<sup>16</sup> Ausgehend von solchen Beispielen argumentiert er dann direkt gegen die „se-

<sup>14</sup> Linguistisch präziser: als nach den in dieser Sprache geltenden Regeln der Zeichenverwendung korrekt als potentielle Referenzobjekte zugelassen werden können, auf die der fragliche Ausdruck zu Recht präzidiert werden kann.

<sup>15</sup> Damit ist Fillmore einer der ersten Linguisten und vor allem Semantiker und Grammatiker, der sich den „indirekten“, „impliziten“, „mitgedachten“, „mitgemeinten“ Bedeutungsbestandteilen zuwendet, und zwar noch bevor von Philosophen wie Grice (1967 „Logic and Conversation“) und später Searle (1969 „Indirect speech acts“) ein kleiner Ausschnitt der „indirekten“ Bedeutungsübermittlung explizit, allerdings dort im Rahmen pragmatischer Theorien, thematisiert worden ist. Indem er diese Phänomene innerhalb einer Theorie der Semantik verhandelt, verweigert sich Fillmore auch dem später üblich gewordenen wohlfeilen Abschieben solcher Phänomenbereiche in den Schubkasten „Pragmatik“, in dem sie dann gut weggesperrt ruhen können, ohne die Mainstream-Linguisten weiter irritieren zu müssen.

<sup>16</sup> „Es ist schwer zu sehen, wie irgendeine kleinere Modifikation des Begriffs „semantisches Merkmal“ zu einer korrekten Interpretation komparativer Sätze führen könnte.“ Fillmore 1965a, 64. – Fillmores Argumentation ähnelt hier der These, dass bestimmte semantische Relationen, z.B. strikte Antonyme, mit merkmalstheoretischen Mitteln nicht erklärt werden können, da die polaren Ausdrücke eines antonymischen Wortpaars (wie z.B. *tot* – *lebendig*) sich gerade dadurch auszeichnen, dass sie kein semantisches

„mantik-ferne“ Denkweise der damals modernen Grammatiktheorien,<sup>17</sup> und nutzt dabei uns schon bekannte Sätze wie

(2-4) *Ich bin zwei Jahre älter als mein Vater.*

(2-5) *Mein Vater ist zwei Jahre älter als ich.*

An diesen Beispielen erläutert er dann auch den ihn auch später immer wieder stark beschäftigenden Unterschied zwischen solchen Bestandteilen einer vollständigen angemessenen Interpretation eines sprachlichen Ausdrucks, die man als Teil seiner „sprachlichen Bedeutung“ auffassen kann, und solchen, die aus einem Wissen herrühren, das nach seiner Auffassung nicht mehr zum „sprachlichen“ Wissen im eigentlichen Sinne hinzugerechnet werden sollte. Er erweist sich also trotz aller Betonung der Tatsache, dass wir bei der angemessenen Interpretation sprachlicher Ausdrücke auf Wissen angewiesen sind, das weit über den Bereich dessen hinausgeht, was traditionellerweise zur „Wortbedeutung“ oder „Satzbedeutung“ im engeren Sinne hinzugerechnet wird,<sup>18</sup> letztlich nach wie vor als Vertreter einer „Zwei-Ebenen-Semantik“, deren Vertreter glauben, klar zwischen „sprachlichem“ und „enzyklopädischem“ Wissen unterscheiden zu können. Er erläutert diese Unterscheidung folgendermaßen:

„Ich werde z.B. darauf insistieren, dass ein Satz wie *„Ich bin zwei Jahre älter als mein Vater“* semantisch merkwürdig ist. [...] Der Devianz kann etwa in folgender Weise Rechnung getragen werden: In dem Ausdruck *„Mein Vater“* wird eine asymmetrische Relation der Vorgängigkeit in der Zeit zwischen zwei Objekten ausgedrückt. Der komparative Ausdruck *„älter als“* behauptet eine andere Relation der Vorgängigkeit in der Zeit zwischen denselben zwei Objekten, und diese Relation ist die Umkehrung der ersten und mit ihr nicht kompatibel. Daher die Anomalie. Die Bizarrität des Satzes *„Ich bin zwei Jahre älter als mein Vater.“* ist sehr verschieden von was auch immer merkwürdig ist an dem Satz *„Mein Vater ist zwei Jahre älter als ich.“* Wenn man den zweiten Satz hört, mag man ihn vielleicht nicht glauben, oder man mag annehmen, dass er zum Beispiel durch eine Katze gesprochen wurde. Aber semantisch gibt es nichts, was falsch an ihm ist.“<sup>19</sup>

Fillmore erläutert in diesem Aufsatz nicht näher, worin genau der Unterschied in der „Merkwürdigkeit“ beider Sätze besteht. Man kann aus diesen Ausführungen aber zweierlei herauslesen: Zum einen finden wir bereits hier einen ersten Vorschein der Notwendigkeit einer Erweiterung des Untersuchungsbereichs der Semantik, der zur späteren Frame-Idee führen wird. Zum anderen ist diese (sachlich sehr problematische) Unterscheidung von verschiedenen Typen von semantischer „Merkwürdigkeit“ äußerst aufschlussreich, da sie zeigt, wie selbst bei Fillmore (also demjenigen, der in der Folge noch viele Grenzzäune der traditionellen Semantik rigoros niederreißen wird) dann letztlich doch die Grenze zwischen „semantisch“ und „nicht-semantisch“ zementiert wird. Was ist es eigentlich, so muss man fragen, was den hier als kategorial behaupteten Unterschied beider Typen von „semanti-

---

Merkmal gemeinsam haben, obwohl doch jeder weiß, dass sie semantisch unmittelbar aufeinander bezogen sind. Diese semantische Beziehung lässt sich aber, wie hier in Fillmores Beispiel die Relation des Vergleichs, nicht mittels atomistischer semantischer Merkmale ausdrücken oder beschreiben.

<sup>17</sup> Deren Verfechter, um es mit einem berühmten Beispiel von Chomsky zu sagen, einen Satz wie „Farblose grüne Ideen schlafen wütend“ für durchaus sprachlich korrekt hielten.

<sup>18</sup> Man kann dieses Ziel geradezu als die *raison d'être* der Frame-Semantik ansehen.

<sup>19</sup> Fillmore 1965a, 64 – Beispiele und Zitate aus den (meist englischen) Originalen werden in diesem Buch durchgängig in eigener deutscher Übersetzung dargeboten (aber mit Verweis auf die im Original englischen Fundstellen). Fast alle Beispiele Fillmores können problemlos ins Deutsche übertragen werden und „funktionieren“ auch da. Nur einige wenige (hier fortgelassene) beziehen sich auf sprachliche Phänomene, für die es im Deutschen keine Äquivalente gibt.

scher Merkwürdigkeit“ begründet? Wie kann man begründen, dass „zeitliche Vorgängigkeit“ hier „semantisch“ ist, „zeitlicher Abstand“ aber „nicht-semantisch“? Der einzige Grund, der einem spontan einfällt, ist ein logischer.<sup>20</sup> – Und zwar die Ursache-Wirkung-Relation (eine Wirkung kann nicht vor ihrer Ursache liegen). Aber: Woher weiß man, dass *Vater* eine Ursache-Wirkung-Relation impliziert? Doch nur, weil man faktisches Wissen hat über das, was „Väter“ (in einem biologischen Sinne) sind. Wie um alles in der Welt will man begründen können, dass das Wissen, dass Väter (im biologischen Sinne) zeitlich vor den Objekten, in Relation auf die sie *Väter* genannt werden, existiert haben müssen, eher „semantisch“ (bzw. „sprachliches Wissen“) sei, als etwa (um bei Fillmores Beispiel zu bleiben), das Wissen darüber, dass in unserer menschlichen Welt *Väter* unmöglich nur zwei Jahre älter sein können als ihre (biologischen) *Kinder*?<sup>21</sup> Man kann entgegen der Auffassung, die Fillmore hier offenbart, mit guten Gründen der Meinung sein, dass dieses Wissen für die Semantik von *Vater* (in unserer Menschenwelt, Tiere ausgenommen) genauso zentral ist wie das Wissen um die Vorgängigkeits-Relation. Ein kategorialer Unterschied zwischen beiden semantischen Merkmalen lässt sich m. E. nicht begründen, es sei denn, man reduzierte „Semantik“ auf logische Grundrelationen, was (nach all seiner Kritik an logischen Verkürzungen der Semantik) kaum in Fillmores Sinne sein dürfte.

Bereits in diesem frühen Aufsatz zeigt sich also die Zweischneidigkeit, die für Fillmores gesamten bedeutungstheoretischen Denkweg charakteristisch ist: Zum einen das stete Bemühen um den Nachweis, dass das verstehensrelevante Wissen weit über den Bereich dessen hinausgeht, was in traditionellen (strukturalistischen, generativistischen, logizistischen) Semantik-Konzeptionen noch zum Bereich der „Bedeutung“ hinzugerechnet wird. Dieser Denkstrang führt schließlich zur überzeugenden Begründung der Notwendigkeit einer Frame-Semantik. Zum anderen aber der Versuch, dennoch an einer Unterscheidung zwischen „semantischem“ und „nicht-semantischem“ (aber gleichwohl verstehensrelevantem!) Wissen und damit an einer „Zwei-Ebenen-Semantik“ festzuhalten. Fillmores Ansatz (und das deutet sich bereits in diesem frühen Aufsatz an) ist in Bezug auf den Mainstream der linguistischen Semantik revolutionär und geht mit vielen Prämissen anderer Theorien hart ins Gericht. Er stellt erstmals das verstehensrelevante Wissen als solches in den Mittelpunkt einer semantischen Theorie wie Analyse. Das große Manko seines Denkansatzes ist aber, dass er über keine Konzeption des Wissens verfügt, nicht direkt darüber nachdenkt, wie (verstehensrelevantes) Wissen organisiert sein und wie seine Funktionsweise(n) erklärt werden könnte(n), da er sich für solche Fragen als Linguist unzuständig fühlt, auch wenn er später immer wieder zu erkennen gibt, dass es eigentlich eine interdisziplinäre Theorie dieses Wissens geben müsste.

Die Idee des (semantischen, bzw. verstehensbezogenen) „Enthaltenseins“ belegt Fillmore in diesem frühen Aufsatz noch mit zahlreichen weiteren Beispielen:

(2-6) *Bill glaubt, dass du hier warst.*

(2-7) *Bill weiß, dass du hier warst.*

(2-8) *John glaubt, dass er ein Mädchen ist.*

(2-9) *John weiß, dass er ein Mädchen ist.*

<sup>20</sup> Also würde Fillmore danach letztlich doch auch selbst Logik-zentriert argumentieren, obwohl er sich zuvor in demselben Aufsatz über die Dominanz logischer Ansätze in der Semantik lustig gemacht hatte.

<sup>21</sup> In der Alltagswelt heutiger Patchwork-Familien wäre Satz (2-4) zwar immer noch merkwürdig, aber möglich. *Vater* dann verstanden als „sozialer Vater“, d.h. als Rollenbezeichnung für die Verhältnisse innerhalb einer Familie.

Die Sätze (2-6) bis (2-9) beziehen sich auf ein Phänomen, das mittlerweile zu den klassischen Gegenständen der Pragmatik<sup>22</sup> gehört: den sogenannten „Präsuppositionen“, hier genauer: den durch sog. „faktive Verben“ wie *glauben*, *wissen*, *meinen* usw. „ausgelösten“ Präsuppositionen. Wenn ein Satz wie (2-7) korrekt gebraucht wird, folgt aus ihm die Gültigkeit des Satzes „*Du warst hier*“. Der eklatante Unterschied zwischen den Sätzen (2-8) und (2-9) liegt darin, dass (2-9) eben die Gültigkeit der Aussage voraussetzt „*John ist ein Mädchen*.“ Solche Präsuppositionen sind, so die gängige Überzeugung, letztlich Teil der Semantik der die präsupponierten Sätze „auslösenden“ Wörter (Ausdrücke). Sie werden daher oft auch den sog. „semantischen Präsuppositionen“ zugerechnet. Seitdem der Begriff der Präsupposition aufgekommen war (zunächst eher in der Philosophie und Logik, erst später, mit dem Entstehen der „linguistischen Pragmatik“, auch in der Linguistik), hat sich die Menge der konkreten sprachlichen Phänomene, die unter diesem Begriff gehandelt wurden, stetig und rapide erweitert.<sup>23</sup> Was mit dem Begriff „Präsupposition“ gemeint war (und ist) kann mit folgender Formel zusammengefasst werden: Bei bestimmten Sätzen gilt: Wenn du einen Satz x hörst oder liest, musst du zu einem angemessenen Verstehen einen Satz oder mehrere Sätze Y, Z usw. hinzudenken (als Voraussetzung für das Verstehen, als „mitgedacht“, als „ebenfalls wahr“ usw.usf.). Die Rede von „Sätzen“ und „Wahrheit“ zeigt an, dass solche Gedanken ihren Ursprung in der Logik haben. (Die Wahrheit eines Satzes X setzt die Wahrheit eines Satzes Y voraus.) Inwiefern die „präsupponierten“ Sätze im Verstehen tatsächlich kognitiv / epistemisch „vollzogen“ (aktiviert, aktualisiert, prozessiert) werden müssen, war nichts, worauf die Pragmatiker und Logiker, die dieses Phänomen „erfunden“ haben, Gedanken verschwendet hätten.

Fillmores in diesem frühen Aufsatz entwickelter Gedanke des „Enthaltenseins“ kann daher grob gefasst zunächst als eine alternative Variante dessen angesehen werden, was später die (pragmatische) Präsuppositions-forschung geworden ist: bestimmte Sätze „enthalten“ semantisch gesehen andere Sätze,<sup>24</sup> die eine wichtige Voraussetzung für ihr korrektes

<sup>22</sup> Eine Teildisziplin der Linguistik, die damals allerdings noch nicht als solche existierte! Fillmore könnte daher gut ein „Pragmatiker *avant la lettre*“ genannt werden, wenn er sich nicht später so beharrlich geweigert hätte, seine eigenen Überlegungen in den Kontext der entstehenden und heute sehr umfassend angelegten sogenannten „Pragmatik“ zu stellen. Diese Resistenz gegenüber dem (ja oft auch modischen) Zeitgeist ist – obwohl sie den Kenner der fachgeschichtlichen Entwicklung gelegentlich heftig konsterniert und häufig als zu hohes Maß an Ignoranz erscheint – fast schon wieder sympathisch, da Fillmore anscheinend an dem Primat der Semantik festzuhalten entschlossen ist, und nicht gewillt ist, die akribische semantische Analyse gegenüber den häufig eher gröberen Instrumenten der Pragmatik, so, wie sie sich dann entwickelt hat, zu opfern. Insbesondere ist dies sympathisch, weil die Entstehung der „Pragmatik“ als eigener Arbeitsbereich der Linguistik ganz klar dazu geführt hat, dass hier eine bequeme Schublade entstanden ist, in die in der Folge alles abgeschoben wurde, über das die „Kern“-Linguisten keineswegs näher nachzudenken gewillt waren. Tatsächlich macht auf dem Hintergrund einer verstehentheoretisch orientierten Semantik die wohlfeile Trennung von „Semantik“ hier und „Pragmatik“ da keinen Sinn, verschleiert sie doch die tatsächlichen bedeutungstheoretischen Problemstellungen. – Eine gute Einführung in die Problematik der Präsuppositionen gibt Levinson 1990, 169 -225.

<sup>23</sup> Bereits Levinson 1990 referiert eine Liste von fast 40 verschiedenen „Typen“ von „Präsuppositionen“.

<sup>24</sup> Zu der in der Tat problematischen Redeweise von hinzugedachten „Sätzen“ merkt Fillmore (1965a, 65) richtigerweise an: „Vielleicht sollte das Wort „Proposition“ gebraucht werden anstelle von „Satz“. Es ist für das Verständnis der *entailment rules* nicht wesentlich, dass die Elemente von Y als Sätze realisierbar sind.“ Man könnte hinzufügen: Auch der Begriff „Proposition“ ist in diesem Kontext noch nicht ganz unproblematisch, da er eine „Organisiertheit“ des verstehensrelevanten Wissens (in Form von Prädikationen) präsupponiert, die möglicherweise nicht in allen Fällen so gegeben ist. Auf dieses Problem werde ich später (Kap. 7.12.8, S. 780 ff.) zurückkommen.

Verstehen sind. Es ist aber gegenüber der stark logisch dominierten Präsuppositionsforschung ein Vorzug von Fillmores Herangehensweise an diesen Phänomenbereich, dass er ihn von Anfang an im Rahmen dessen ansiedelt, was er später eine „verstehensorientierte Semantik“ (*understanding semantics*) genannt hat.<sup>25</sup>

Für das Phänomen des „Enthaltenseins“ gibt Fillmore noch einige weitere Beispiele:

(2-10) *Sie liest Sanskrit.*

(2-11) *Sie liest sogar Sanskrit.*

(2-12) *Er ist groß für einen Pygmäen.*

(2-13) *Sie ist schlau für ein Mädchen.*<sup>26</sup>

Der Unterschied zwischen (2-10) und (2-11) liegt natürlich in dem zusätzlichen Wörtchen *sogar*. Dieses Wörtchen signalisiert den Verweis auf eine vorausgesetzte, zugrundeliegende Annahme, zu der die Aussage des Satzes in einen Gegensatz gestellt wird.<sup>27</sup> Nach Fillmore (1965a, 66) handelt es sich bei der Bedeutung dieses Satzes um „zwei Sätze“, nämlich den Satz „*Sie liest Sanskrit.*“ und den Satz „*Man würde nicht erwarten, dass sie Sanskrit liest.*“ – Die *für*-Formulierung in den Sätzen (2-12) und (2-13) vermittelt die Information, dass diese Sätze nicht nur etwas über den Rang der erwähnten Personen innerhalb der Menge der Pygmäen bzw. der Mädchen aussagen, sondern zugleich implizit auf Wissen darüber anspielen, was man von Pygmäen oder Mädchen hinsichtlich der prädierten Eigenschaften (*groß* bzw. *schlau*) üblicherweise erwarten kann.<sup>28</sup> Während man bei (2-11) noch mit der für Präsuppositionen üblichen Redeweise von dem „zweiten, hinzugedachten Satz“ operieren kann, wird das bei (2-12) und (2-13) schon sehr viel schwieriger; es fällt nämlich schwer, sich auf den einen Satz zu einigen, der „zum ausgedrückten Satz hinzugedacht“ werden muss, um zu einer adäquaten Beschreibung seines kommunikativen Sinns zu gelan-

<sup>25</sup> Wie die spätere Ausweitung auf den allgemeineren Gedanken der „Rahmen“ (*frames*) des verstehensrelevanten Wissens zeigt, stellt Fillmore seine Reflexionen von Anfang an in den Kontext grundlegender semantik- und grammatiktheoretischer Überlegungen und gibt sich nicht mit einer „Schubladen“-Existenz zufrieden (wie viele Pragmatiker). Seine Überlegungen sind daher anschlussfähiger für eine allgemeine verstehenstheoretisch orientierte Semantik als der größte Teil der Präsuppositionsforschung. – Fillmore thematisiert bereits in dieser frühen Phase mehrere Grundprobleme einer adäquaten linguistischen Beschreibung von Daten natürlicher Sprachen im Grenzbereich von (lexikalischer) Semantik und Syntax. In Fillmore 1964, 103 identifiziert er das Verhältnis zwischen syntaktischer Struktur und lexikalischen Kategorien als eines der Grundprobleme der Syntaxtheorie und Linguistik schlechthin und weist darauf hin: „Die Lösung dieses Problems hat wichtige Implikationen für die Form grammatischer Regeln generell.“ Im Kern geht es bei diesem Problem um die Frage des Primats von formaler (Lexikonferner) Syntax oder Lexikon. Fillmore plädiert dabei (implizit) eindeutig für das Primat des Lexikons. Indem er in einem anderen Aufsatz aus dieser Zeit (Fillmore 1966d) die Unmöglichkeit der Übersetzbarkeit syntaktischer Strukturen zwischen strukturell verschiedenen Sprachen (wie Englisch und Japanisch) belegt, greift er implizit eine Kernthese der (damaligen, aber auch heute noch wirkmächtigen) generativen Grammatiktheorie Chomskys an: Nämlich den Gedanken der Universalität (und nach Möglichkeit Angeborenheit) grundlegender grammatischer Strukturen. (a.a.O. 71)

<sup>26</sup> Vermutlich klingt das englische „*She is clever for a girl*“ nicht ganz so abstrus wie jedes der möglichen deutschen Äquivalente – allerdings: das Beispiel ist aus einem Text von 1965 ...!

<sup>27</sup> Solche Wörter wurden in der germanistischen Linguistik unter Benennungen wie „Modalpartikeln“ oder „Abtönungspartikeln“ diskutiert und ausführlich untersucht. Vgl. Weydt 1969 sowie Weydt 1977, 1979, 1981, 1983, 1989. In der angelsächsischen Linguistik wird von „hedges“ („Hecken“-Wörtern) gesprochen. Wie die mittlerweile umfangreiche Modalpartikel-Forschung herausgefunden hat, liegt eine der wichtigsten Funktionen solcher Wörter in der Signalisierung von „Präsuppositionen“ und ähnlichen „versteckten“ oder „mitgemeinten Bedeutungen“.

<sup>28</sup> Sie ist zugleich in Fillmores Schriften das erste Beispiel für das, was er später als „Konstruktionen“ bezeichnet und was zum Gegenstand der „Construction Grammar“ werden wird.

gen. Eher ist es schon ein ganzer Komplex von „Sätzen“, (ein Komplex von Elementen verstehensrelevanten Wissens), den man sich „hinzudenken“ müsste. Eine adäquate Paraphrase von (2-13) müsste etwa folgendermaßen lauten: „*Eigentlich sind Mädchen nicht so schlau wie XXX. Innerhalb der Gruppe der Mädchen gehört sie zu denen, die am schlauesten sind. Das heißt aber nicht, dass sie auch in einer Menge von XXX (= keine Mädchen) ebenfalls als „schlau“ gelten würde.*“ Dieser Paraphraseversuch macht deutlich, dass die „enthaltenen“ Bedeutungsbestandteile, auf die und deren Wichtigkeit für eine adäquate semantische Beschreibung (und bedeutungstheoretische Erklärung) Fillmore mit seinen Beispielen hinweist, oft recht komplex sein können, und damit über das einfache „Hinzudenken einzelner Sätze“ weit hinausgehen. Die hier propagierten „*entailment rules*“ enthalten also den Keim einer umfassenderen epistemischen Semantik, wie sie Fillmore bald darauf mit dem Frame-Gedanken vorgeschlagen wird, bereits in sich.

Noch eine Bemerkung zu der etwas fragwürdigen Gedankenfigur „einen Satz (zum „ausgedrückten“ Satz) hinzudenken“. Worauf diese (in der Präsuppositionsforschung übliche) Denk- und Redeweise hinausläuft ist das, was man in der Terminologie der heutigen Sprachverstehenstheorie „Inferenzen“ nennt, also „Schlussfolgerungen“, die aus einem gehörten oder gelesenen sprachlichen Ausdruck (Wort, Satz oder Textzusammenhang) gezogen werden und zum „vollen kommunikativen Sinn“ dieses Ausdrucks führen, die aber über das hinausgehen, was man nach den üblichen Modellen (noch) für die „sprachliche Bedeutung“ hält.<sup>29</sup> In diesem „Hinzudenken“ steckt also die implizite Annahme, dass der geäußerte sprachliche Ausdruck auch ohne das „Hinzugedachte“ irgendwie eine Art von Sinn oder Bedeutung habe, also eine Art „Bedeutung ohne Inferenz“. Gerade aus einer verstehentheoretischen Perspektive kann man an der Berechtigung einer solchen Annahme aber begründete Zweifel anmelden. Fillmore drückt diesen Aspekt des „Additiven“ in der linguistischen Mode der damaligen Zeit vermittelt einer Art „Zusatzregeln“ aus, die beim Verstehen solcher „hinzugedachter“ Informationen über die eigentlichen „normalen semantischen Regeln“ hinausgehen, den sog. „*entailment rules*“.<sup>30</sup> Drückt man Fillmores Grundgedanken in anderen Worten aus, kann man feststellen, dass der Kern des Gedankens der *entailment rules* (der „Regeln des – semantischen – Enthaltenseins“) in der Hinzufügung besteht; und zwar in der Hinzufügung von (epistemischem) Material, das üblicherweise nicht zur „Wortbedeutung selbst“ gerechnet wird. Fillmore öffnet also bereits hier den Blick weit über den Tellerrand der damaligen Semantik-Konzeptionen hinaus, indem er andeutet, dass zur (vollen) Bedeutung von sprachlichen Ausdrücken viel mehr (an Wissen, an epistemischem „Material“) gehören kann, als in den damaligen Modellen (und auch heute noch von vielen) zugestanden wird.

Was Fillmore bereits in diesem frühen Text (in aller Unschuld?) liefert, ist ein sehr wichtiger Schritt, der die Semantik einer vollständigen Berücksichtigung des verstehensre-

<sup>29</sup> Ein Terminus wie „Inferenzen“ setzt also in der üblichen Weise der Verwendung letztlich ein „Zwei-Ebenen-Modell“ der Semantik, das zwischen „sprachlicher Bedeutung“ und „kommunikativem Sinn“ strikt, häufig sogar kategorisch unterscheidet, implizit bereits voraus.

<sup>30</sup> Fillmore (1965a, 65 f.): „*Entailment rules* operieren auf folgende Weise: Es gibt einen Satz X, der mit den normalen semantischen Regeln nicht interpretiert werden kann. Basierend auf einer grammatischen Struktur von X, konvertieren die *entailment rules* X in einen Set von Sätzen Y, sodass diese Sätze durch die normalen semantischen Regeln interpretiert werden können. Die semantische Interpretation des Sets von Sätzen Y kann dann gelten als die semantische Interpretation des Satzes X.“ – Die modische Anlehnung an die „Transformationsregeln“ der damaligen Chomsky-Grammatik („generative Transformationsgrammatik“) ist überdeutlich.

levanten Wissens öffnet.<sup>31</sup> Im Grunde liefert er mit seinen *entailment rules* einen allgemeinen Ansatz, der das vereinigende Dach fast aller Strömungen jenseits der Merkmal-Semantik sein könnte, jedenfalls viele der von diesen beschriebenen Phänomene abdeckt, wie „Präsuppositionen“, „Implikaturen“, „Metaphern“ usw. Es ist im Grunde bereits hier ein strikt epistemologisches (oder kognitives) Modell, das deutlich macht, dass man über übliche linguistisch-semantische Denkweisen deutlich hinausgehen muss. Während die *entailment rules* allerdings terminologisch noch nach einem „semantischen Objektivismus“ klingen, wonach die Bedeutung oder der kommunikative Sinn etwas sei, was in den sprachlichen Ausdrücken unabhängig von jeglicher individueller Interpretationstätigkeit oder Verstehen, also quasi objektiv, „enthalten“ sei, verschiebt Fillmore die Perspektive in einem ein Jahr später publizierten Aufsatz bereits auf die Seite der Verstehenden / Interpretierenden. Aus den *entailment rules*, den „Regeln des Enthaltenseins“, werden nämlich „Suppositions-Regeln“.<sup>32</sup> Da in Begriffen wie „Supposition“, „Präsupposition“ semantisch ein „vermuten“ enthalten ist, drücken sie stärker die Perspektive des Verstehenden, und damit etwas eher Subjektives, von den individuellen Verstehensvoraussetzungen abhängendes aus als die *entailment rules*.

Auch in diesem Aufsatz diskutiert Fillmore Beispiele, wie sie aus der pragmlinguistischen Präsuppositionsforschung bekannt sind, doch sind die Probleme der semantischen Beschreibung an einigen seiner Beispiele noch deutlich subtiler, als das, was dort diskutiert wird, indem sich dort Aspekte der Präsuppositionen mit Aspekten der Deixis vermischen:

- (2-14) *Ich werde heute Abend wieder hierher kommen.*
- (2-15) *Ich werde heute Abend wieder dorthin kommen.*
- (2-16) *\*Ich werde heute Abend wieder hierher gehen.*
- (2-17) *Ich werde heute Abend wieder dorthin gehen.*
- (2-18) *Selbst wenn er hier wäre, würde er eine gute Zeit haben.*

Satz (2-14) „supponiert“, dass das „*Ich*“ des Satzes sich zum Sprechzeitpunkt an dem Ort befindet, an den es am Abend wieder *kommen* will. Satz (2-15) „supponiert“ etwas komplexere Verhältnisse wie der Art, dass der Ort, an den das „*Ich*“ des Satzes am Abend wieder *kommen* will, ein Ort ist, an dem sich dieses „*Ich*“ üblicherweise aufhält, und / oder möglicherweise an demselben Tag bereits länger aufgehalten hat. Der Kontrast zwischen (2-14) und (2-16) sowie zwischen (2-15) und (2-17) macht deutlich, dass die Verwendung von *kommen* in (2-15) auf jeden Fall über die einfache merkmalsemantische Beschreibung hinaus ein „Plus an Bedeutung“ enthalten muss. *Kommen* enthält nämlich semantisch die (Prä-)Supposition, dass die durch das Verb ausgedrückte Bewegung oder Ortsveränderung (von Personen) als Ziel einen Ort hat, an dem sich die Sprecherperson jeweils befindet, während *gehen* (meistens) eine Bewegung, weg vom Ort des Sprechers anzeigt (daher die

<sup>31</sup> Fillmore (1965a, 81) betrachtet die *entailment rules* hier noch „als eine Sache des letzten Auswegs. [...] Man sollte weiterhin die alten Fragen zuerst stellen.“

<sup>32</sup> „Die Relevanz der drei Arten von deiktischen Kategorien (temporal, lokal, personal) für die Analyse von „come“ erfordert ein Verständnis eines Typs von semantischen Regeln, den man „Suppositions-Regel“ nennen könnte. Mittels einer Suppositions-Regel werden semantische Merkmale, die mit bestimmten Morphemen in Sätzen mit einer bestimmten Struktur assoziiert sind, interpretiert durch die Konstruktion von neuen Sätzen aus den ursprünglichen Sätzen; es wird die Behauptung aufgestellt, dass unser Verstehen der ursprünglichen Sätze die Interpretation der neu erzeugten Sätze zwischen ihren „Suppositionen“ einschließt. [...] Manche Sätze bringen in ihrer Interpretation eine ganze Reihe von Suppositionen ins Spiel.“ (Fillmore bezieht sich mit dieser Bemerkung auf den Beispielsatz (2-18), den ich hier unkommentiert lasse.) Fillmore 1966c, 222.

Unmöglichkeit von (2-16)). Die Verwendung von *kommen* in dem sehr spezifischen (eher ungewöhnlichen, aber möglichen) Satz (2-15) „spielt“ in gewisser Weise mit der bekannten Semantik von *kommen* und *gehen* und ihrem Kontrast. Aus diesem „Spiel“ erwächst ein „semantischer Mehrwert“ von (2-15), der bei den Verstehenden diejenigen Inferenzen auslöst, die die „Supposition“ dieses Satzes stützen bzw. realisieren.<sup>33</sup> Auch mit diesen Beispielen und Analysen greift Fillmore bereits weit über den Horizont der semantischen Theorien und Methoden der damaligen Zeit hinaus und rückt das verstehensrelevante Wissen in einem damals unüblichen Umfang in den Mittelpunkt der linguistischen Bemühungen.

## 2.2 Valenz-Modell und Kasus-Rahmen

Fillmores Überlegungen zu den *entailment rules* sind zunächst aus syntaktischen Fragestellungen entstanden, weisen aber bereits weit darüber hinaus in Richtung auf eine epistemologisch reflektierte, d.h. auf die Explikation aller inhaltlich relevanten Verstehensvoraussetzungen für sprachliche Ausdrücke (seien es Wörter, Sätze / Teilsätze, oder Texte / Teiltex-te) zielende linguistische Semantik.<sup>34</sup> Auf einen Schlag berühmt geworden ist Fillmore zunächst allerdings nicht für diese, aus heutiger Sicht äußerst weitsichtigen semantischen Reflexionen, sondern für seine Theorie der „Tiefenkasus“ (*deep cases*) im Rahmen seines Entwurfs einer „Kasus-Grammatik“ (*case grammar*) in seinem viel zitierten Werk „*The case for case*“ (1968a). Da ein Kern dieser „Kasustheorie“ die sogenannten „Kasus-Rahmen“ (*case frames*) sind, ist der Bezug zur späteren Frame-Theorie, und damit zur Semantik, trotz der oberflächlich eher syntaktisch angelegten Darstellungs- und Argumentationsweise offensichtlich. Man kann Fillmores Überlegungen in diesem Kontext<sup>35</sup> insgesamt als den Versuch einer „Semantisierung der Syntax“ (bzw. Grammatik) auffassen. Im Kern handelt es sich bei der „Kasusgrammatik“ weniger um eine Grammatik im üblichen Sinn, sondern eher um eine semantische Umdeutung einer traditionellen grammatischen Kategorie, indem er den grammatischen, von ihm so genannten „Oberflächenkasus“ (Nominativ, Genitiv, Dativ, Akkusativ) die sogenannten „Tiefenkasus“ gegenüberstellt. Zwar hatte es Versuche der semantischen Deutung der Kasus auch schon in der älteren Grammatik gegeben, doch hebt Fillmore mit seinen später „Kasus-Rollen“ („thematische / Argument-Rollen“) genannten „Tiefenkasus“ die damit angeschnittene Problematik mit einem Schlag auf eine neue Ebene und erweitert den Kanon der zentralen Gegenstände der Linguistik (und der sprachlichen Phänomene) um eine neue, seitdem im Fach fest etablierte Dimension.

<sup>33</sup> Das Verb *kommen* (*come*) hat Fillmore nicht losgelassen. In seinen umfangreichen „Lectures on deixis“ (Fillmore 1975a) demonstriert er an dem Satz „*May we come in?*“ in faszinierender Akribie, wie komplex das für das korrekte Verstehen eines solchen alltäglichen, nur scheinbar semantisch einfachen Satzes notwendige verstehensrelevante Wissen sein kann. Indem Fillmore mit „*entailment*“ („*Suppositionen*“, „*Präsuppositionen*“) und Deixis mit die zwei schwierigsten und komplexesten semantischen Fragestellungen zu seinen Arbeitsgebieten erkoren hat, signalisiert er implizit, dass eine Semantik (semantische Theorie und semantische Analyse) nur dann zufriedenstellend genannt werden kann, wenn sie alles, was zum Verstehen eines sprachlichen Ausdrucks gehört (notwendig ist) in dieser Theorie bzw. Beschreibung berücksichtigt und erklären kann. Man kann dies durchaus, auch wenn Fillmore selbst dies nie so genannt hat (und hätte) einen „epistemologischen“ Ansatz in der Semantik nennen.

<sup>34</sup> Die seine frühen Arbeiten dominieren, vgl. Fillmore 1961, 1963a, 1963b, 1964, 1965b, 1966a, 1966d.

<sup>35</sup> Und eigentlich generell all seine frühen und auch die späteren grammatischen Arbeiten.

Mit seinem neuen Ansatz verschiebt Fillmore den Schwerpunkt der „grammatischen“ Analyse fort von den traditionellen syntaktischen Kategorien (wie Subjekt, Objekt) hin „zu den syntaktischen Funktionen, für die semantische Regeln sensibel sein müssen“ und stellt deutlich fest: „Beziehungen zwischen Elementen im Satz sind semantische Regeln“.<sup>36</sup> Fillmore thematisiert damit in einer Zeit, in der in der US-amerikanisch dominierten Syntax-Theorie „Semantik“ als Problemstellung gar nicht vorkam (jedenfalls nicht, solange es um die Struktur von Sätzen ging) explizit das Verhältnis von syntaktischen und semantischen Regeln im Gebrauch und Verstehen von Sätzen und anderen komplexeren sprachlichen Ausdrücken (wie Teilsätze, Texte).<sup>37</sup> Ein Vorbild für diese semantisch reflektierte Sichtweise auf Sätze und Satzgrammatik ist die Theorie des französischen Linguisten Lucien Tesnière (1893-1954).<sup>38</sup> Sowohl in Fillmores „Kasustheorie“ als auch in seiner späteren „Szenen-Rahmen-Semantik“ sind terminologische und gedankliche Einflüsse des Werkes von Tesnière deutlich spürbar. Allerdings hat Fillmore, nachdem er ihn anfangs noch als Stichwortgeber erwähnt,<sup>39</sup> später den auf Tesnière zurückgehenden Valenzbegriff lange Zeit nicht explizit erwähnt, obwohl auf dem Valenzgedanken letztlich sein ganzes Modell der Kasusgrammatik (und letztlich auch die Frame-Semantik in der Form, in der sie z.B. im FrameNet-Projekt praktiziert wird) zurückgeht.<sup>40</sup>

<sup>36</sup> Fillmore 1966b, 9. Damit formuliert er einen Primat der Semantik über die Syntax, den später auch von Polenz 1985 in seiner „Satzsemantik“ ausführlich begründet und in eine semantisch dominierte Form der Satzanalyse umgesetzt hat. – Vgl. auch (noch weiter gehend) Fillmore 1970a, 131: „Eine der Schlussfolgerungen dieser Untersuchung ist, dass die untersuchten Daten die Unterscheidung zwischen Syntax und Semantik nicht stützen.“

<sup>37</sup> Wie der spätere Ansatz der *Construction grammar* zeigt, hat Fillmore seine auf eine Umdeutung der Grammatik zielenden Ambitionen nie aufgegeben. Vielleicht tut man ihm nicht ganz unrecht, wenn man ihn als einen im Grunde „unglücklichen Semantiker“ bezeichnet, also als einen Linguisten, dessen Beiträge zu Weiterentwicklung der Semantik sehr bekannt sind und hohes Ansehen im Fach genießen, der im Grunde seines Herzens aber viel lieber als Begründer einer neuen grammatischen Schule berühmt geworden wäre. Mit der *construction grammar* ist ihm dies zumindest partiell (und besser als mit der älteren *case grammar*) geglückt, wenn auch hauptsächlich wegen des intensiven Beitrags weiterer Linguisten (Kay, Goldberg, Croft) zu dieser Denkrichtung.

<sup>38</sup> Sein Hauptwerk war Tesnière 1959. Siehe zur Einführung Weber 1992.

<sup>39</sup> „Entlehnt von Tesnière, benutze ich den Terminus *Aktant* für diese Elemente, die Nominalphrasen dominieren.“ Fillmore 1966a, 22; fast identisch auch in 1966b, 9. Auch in 1968a (1, 17) wird Tesnière noch gelegentlich erwähnt. In Fillmore 1977a, 60 und 1977c, 88 wird auf den von Tesnière begründeten *Valenz*-Begriff und -gedanken verwiesen. – Insgesamt ist es jedoch erstaunlich, wie stiefmütterlich Fillmore mit den Verweisen auf die Anregungen umgeht, die er vom Werk Tesnières erhalten hat. Es ist ein interessantes und äußerst bezeichnendes (und auch entlarvendes) Kapitel der transatlantischen Wissenschaftsgeschichte und -beziehungen, wie sehr hier ein US-amerikanischer Forscher es offenbar (man kann nur spekulieren weshalb: Aus Karrieregründen? Weil er sich ansonsten in der damals stark Chomsky-dominierten USA-Linguistik sonst noch mehr ins Abseits gestellt hätte?) für nötig befunden hatte, nahezu jegliche Anleihen bei europäischen Theorieentwicklungen zu verstecken oder zumindest sehr herunterzuspielen. Es macht traurig, zu sehen, dass sich ein so renommierter Forscher wie Fillmore offenbar erst am Ende einer langen und erfolgreichen Karriere wieder getraut, den europäischen Zweig seiner intellektuellen Wurzeln auch explizit zuzugestehen (2003a, 459). Immerhin ist die von Tesnière begründete Valenztheorie in Form der Dependenzgrammatik seit dreißig Jahren ein wichtiger, fest etablierter und breit ausgebauter Teil der Linguistik (zumindest in Europa und vielen anderen Ländern der Welt). Der hier aufscheinende „*splendid isolationism*“ ist eines geachteten Wissenschaftlers und einer angesehenen Wissenschaftskultur eigentlich unwürdig.

<sup>40</sup> Zur Einführung in die Valenztheorie siehe Ägel 2000, Welke 1988 und die Aufsätze im Handbuch Ägel (Hrsg.) 2003. – Unter „Valenz“ versteht Tesnière die „Fähigkeit“ von Verben, mehrere „Mitspieler“ / „Aktanten“ im Satz an sich zu binden und sie in ihren grammatischen Funktionen zu bestimmen. So bindet etwa das Verb *schicken* drei Aktanten / Satzglieder, nämlich das Subjekt (das in jedem Satz vor-

Fillmore geht entsprechend dem Ansatz der Valenztheorie Tesnières davon aus, dass die Elemente des Satzes, die in der klassischen Syntax als „Subjekt“ und „Objekte“ bezeichnet wurden, neben den grammatischen Kasus (Nominativ, Akkusativ, Dativ, Genitiv) noch weitere Eigenschaften aufweisen, durch die sie noch näher spezifiziert sind, und dass diese Eigenschaften durch das Verb oder Prädikat festgelegt werden, das das strukturelle (grammatische) wie auch semantische Zentrum eines Satzes bildet.<sup>41</sup> Dass bei einem gegebenen Verb z.B. Subjekt nicht gleich Subjekt ist, sondern verschiedene Realisierungsformen des Subjekts dieses in ganz unterschiedlichen (semantischen) Funktionen in einen Satz einbinden können, zeigen folgende von Fillmore verwendete Beispiele (Fillmore 1966b, 9):

(2-19) *Die Tür öffnet sich.*

(2-20) *Der Hausmeister öffnet die Tür.*

(2-21) *Der Schlüssel öffnet die Tür.*

Die Subjekte unterscheiden sich hier in dem, was man heute ihre „semantische Rolle“ nennt. Das Subjekt in (2-19) nennt Fillmore OBJEKTIV, das in (2-20) AGENTIV, und das in (2-21) INSTRUMENTAL. Er gibt für das Verb *öffnen* dann die Beschreibung: „*öffnen* erfordert ein Objektiv und toleriert Agentiv und Instrumental“. Diese Beschreibung benennt die erste Fassung eines Kasus-Rahmens im Werk Fillmores. Den hier erstmals explizit beschriebenen Typ von semantischen Relationen in Sätzen (im Beispiel: die spezifischen Relationen zwischen Verb und semantisch verschiedenen Typen von Subjekten) nennt Fillmore „Kasus-Relationen“.

Mit der Hervorhebung dieser Form von in bisherigen grammatischen Modellen nicht beachteten Relationen in Sätzen (und damit Informationen, die in Sätzen implizit enthalten sind) möchte Fillmore vor allem „die Bedeutung von nicht an der Oberfläche sichtbaren Kategorien“ betonen.<sup>42</sup> Diese Kasus-Relationen weisen ihm zufolge folgende Eigenschaften auf: Sie sind „[1] semantisch relevante syntaktische Beziehungen, die [4] zum Großteil verborgen, [5] trotzdem aber empirisch auffindbar sind. [2] Die Nomina und [3] die sie enthaltenden Strukturen betreffen und [6] eine endliche Menge bilden.“<sup>43</sup> Solche Kasus-

---

kommen muss und z.B. im Deutschen nie weglassbar ist) – z.B. im Satz *Die Oma schenkt ihrem Enkel den neuen Harry Potter* – die Nominalphrase *die Oma*, das Akkusativobjekt (hier: *den neuen Harry Potter*) und das Dativobjekt (hier: *ihrem Enkel*). Das Verb und die vom Verb bestimmten Elemente des Satzes (in der heutigen Terminologie „Komplemente“ genannt) bilden zusammen das, was man heute den „Valenzrahmen“ dieses Verbs nennt. Parallele Konzeptionen gibt es aus der Logik. Dort spricht man dann von „Argumenten“ (statt Komplementen“ und der „Argumentstruktur“ (statt Valenzrahmen).

<sup>41</sup> Im Unterschied zur bi-polaren Aufteilung von Sätzen in „Subjekt“ und „Prädikat“ (oder „Nominalphrase“ und „Verbalphrase“) in der traditionellen Grammatik und den meisten Modellen der amerikanischen Linguistik (Chomsky’s Generative Transformationsgrammatik, Phrasenstrukturgrammatik, Konstituentenstrukturgrammatik) geht die von Tesnière zusammen mit der Valenztheorie begründete Dependenzgrammatik davon aus, dass das Verb das strukturelle Zentrum jedes Satzes ist, und die anderen Satzglieder bestimmt, quasi „um sich herum arrangiert“. Dazu Fillmore (1968a, 17): „Es gibt gute Gründe dafür, den tiefen-strukturellen Status der traditionellen Trennung zwischen Subjekt und Prädikat infrage zu stellen.“ Fillmore verweist hier auf Tesnière, demzufolge diese Teilung „ein Import aus der formalen Logik in die Linguistik-Theorie ist, von einem Konzept also, das durch die Fakten der Sprache keine Bestätigung findet.“

<sup>42</sup> „Viele neuere und zum Teil auch ältere Veröffentlichungen haben uns deutlich gezeigt, dass es grammatische Eigenschaften von großer Bedeutung gibt, denen die oberflächlich sichtbaren „morphemischen“ Realisationen fehlen, die aber trotzdem Realitäten sind, und zwar Realitäten, die aufgrund von Selektionsbeschränkungen und Transformationsmöglichkeiten aufzufinden sind.“ Fillmore 1968a, 3.

<sup>43</sup> Fillmore 1968a, 4 [Nummerierung in sachlicher Reihenfolge durch mich, D.B.].

Relationen bilden für jedes Verb so etwas wie „Kasus-Systeme“ (a.a.O. 21), was sich unter anderem darin niederschlägt, dass jede einzelne der (durch eine bestimmte Kasus-Rolle determinierten) Kasus-Relationen in einem einfachen Satz nur einmal auftauchen kann. Diese inhaltlich (semantisch) bestimmte Struktur von Sätzen, die durch die Verben (bzw. Prädikate) festgelegt wird, bezeichnet Fillmore zunächst als „logische Valenz“. Das Verb und die durch die Valenz des Verbs in ihrer Anzahl wie in ihrem (semantischen) Typ (ihrer Kasus-Rolle) festgelegten Elemente des Satzes (in der klassischen Terminologie zunächst: Subjekt und Objekte) bilden zusammen das, was er dann ein „conceptual framework“ (begrifflichen Rahmen) nennt.<sup>44</sup> In diesem Zusammenhang führt er nun auch erstmals explizit den Begriff des „Frames“ / „Rahmens“ ein, und zwar hier noch in Form der sogenannten „Kasus-Rahmen“: „Verben werden gewählt entsprechend den Kasus-Umgebungen, die die Sätze vorsehen – worauf ich mich mit dem Begriff Kasus-Rahmen beziehe.“<sup>45</sup>

Diese „Kasus-Rahmen“ sind in seinem Verständnis eher abstrakte Entitäten, die auf der Ebene des generellen lexikalischen und grammatischen Wissens angesiedelt sind, und die in konkreten Sätzen dann jeweils mit konkretem sprachlichem Material gefüllt werden. Ein „Kasus-Rahmen“ ist also eine Struktur im sprachlichen Wissen, die einem Verb (oder Prädikat) eine bestimmte Zahl von Satz-elementen zuordnet und diesen Elementen eine bestimmte (semantische, „logische“) Kasus-Rolle zuweist. Wie das Verb *öffnen* gezeigt hat, kann die Position des syntaktischen Subjekts mit Elementen besetzt sein, die unterschiedliche semantische Rollen aufweisen. Ein und dasselbe Verb kann daher das Zentrum für mehrere unterschiedliche Kasus-Rahmen sein.<sup>46</sup> Syntaktische Struktur und semantische („logische“) Struktur eines Satzes sind daher verschieden und können nicht aufeinander zurückgeführt werden. Wohl aber kann man in einer Beschreibung eines Kasus-Rahmens angeben, in welchen syntaktischen Funktionen welche semantischen Rollen typischerweise oder zwingend vorkommen (müssen). Alles zusammen ergibt dann eine vollständige syntaktisch-lexikalische Beschreibung eines Verbs mitsamt seinen Kasus-Rahmen:

„In Lexikoneinträgen für Verben werden abgekürzte Feststellungen, genannt ‚Rahmenmerkmale‘, den Set von Kasus-Rahmen anzeigen, in den gegebene Verben eingesetzt werden können. Diese Rahmenmerkmale haben den Effekt, eine Klassifikation der Verben in einer Sprache nahe zu legen. Eine solche Klassifikation ist komplex – nicht nur wegen der Variationsbreite der Kasus-Umgebungen, die möglich sind, sondern auch deswegen, weil viele Verben in mehr als einer bestimmten Kasus-Umgebung auftreten können.“<sup>47</sup>

<sup>44</sup> Im Original spricht er von „a reintroduction of the ‚conceptual framework‘ interpretation of case systems“. Fillmore 1968a, 21.

<sup>45</sup> Fillmore 1968a, 21.

<sup>46</sup> In der europäischen Valenzforschung spricht man von den Valenzvarianten eines Verbs und hat daher die Idee der Valenzwörterbücher entwickelt und mittlerweile auch umgesetzt. Vgl. Helbig / Schenkel 1969, Schumacher 1986. Fillmore (1975c, 149) gesteht später einmal zu, dass auch er einmal das Ziel hatte, ein Valenz-Wörterbuch zu machen! „Die Entwicklung eines solchen Wörterbuchs war ein Langzeit-Traumprojekt von mir.“ Er kritisiert jedoch scharf die Ergebnisse von Helbig / Schenkel 1969, die „weit von dem großen magischen Buch meiner Träume entfernt“ seien und fügt hinzu: „Ich bin überzeugt, dass das Ziel, das ich im Kopf hatte, nicht erreicht werden kann. Keine Analyse von Oberflächen-Verben kann vollständig die Struktur von Sätzen erklären, die diese Verben enthalten.“ Letztlich ist es also wohl das „Scheitern“ der Valenz-Lexikographie, die niemals das volle semantische Potential von Verben und den durch sie ermöglichten Sätzen einholen kann, das Fillmore fort von der Beschränkung auf Valenzrahmen und hin zu einer epistemisch viel grundsätzlicher und umfassender angelegten Frame-Semantik geführt hat.

<sup>47</sup> Fillmore 1968a, 21.

Damit wird deutlich: Kasus-Rahmen sind hier noch abstrakte Entitäten aus Relations-Typen, die nicht die individuellen Aspekte der Verb-Bedeutung vollständig integrieren.<sup>48</sup>

Die von Fillmore hier entwickelten „Kasus-Rahmen“ benennen erstmals in der grammatischen Satzanalyse eine spezifisch semantische Ebene der Satzstrukturen und gehen damit deutlich über den üblichen Erkenntnisstand der damaligen Zeit hinaus. In gewisser Weise beschreibt er hier semantische Grundstrukturen von Sätzen minus („Oberflächen(-) Syntax.“<sup>49</sup> Damit verlässt er erstmals die Ebene der „Oberflächensyntax“ oder „Oberflächensemantik“ und bezieht sich auf zugrunde liegende Bedeutungsstrukturen eigener Art.<sup>50</sup> Zugleich nimmt er Abstand von dem Einfluss logischer Theoreme auf die Beschreibung satzsemantischer Strukturen.<sup>51</sup> Neben die in den *entailment rules* entwickelten Typen von impliziten Bedeutungen tritt ein neuer Typus, der durch die Kasus-Rahmen und die Kasus-Rollen definiert wird. Diese Weiterführung des Grundgedankens der „verborgenen“ (bislang linguistisch nicht beschriebenen) semantischen Informationen kann daher als ein weiterer Vorgriff auf die spätere Frame-Semantik gesehen werden.

Die Kasus-Theorie von Fillmore 1968a ist indes weniger für die Idee der „Kasus-Grammatik“ und auch nicht der „Kasus-Rahmen“ berühmt geworden, sondern für den ersten Versuch der Formulierung einer Liste von „Tiefen-Kasus“ bzw. „Kasus-Rollen“. Er nennt hier etwa: AGENTIV, INSTRUMENTAL, DATIV, FAKTITIV, LOKATIV, OBJEKTIV (Fillmore 1968a, 24).<sup>52</sup> Zu diesem Zeitpunkt hält er es (entsprechend dem durch Chomsky lancierten universalistischen linguistischen Zeitgeist) noch für möglich, eine Liste von universell gültigen Kasus-Rollen zu definieren.<sup>53</sup> Später nimmt er von dieser Idee wieder Abstand.

<sup>48</sup> Es ist sehr fraglich, ob es aus epistemologischer Perspektive Sinn macht, eine solche zusätzliche (abstrakte) Ebene des sprachlichen Wissens oberhalb der (konkreteren) Ebene der auf spezifische Verbbedeutungen bezogenen Prädikationsrahmen anzunehmen. In der Tendenz zur Abstraktion in der Kasus-theorie von Fillmore 1968a zeigt sich noch der Grammatiker, der Anschluss an den syntaxtheoretischen Mainstream sucht, obwohl er doch mit seinen Beispielen und Analysen diesem tendenziell ständig den Boden unter den Füßen wegzieht. – Im Rückblick charakterisiert Fillmore (2003a, 458) fast vier Jahrzehnte später die Kasusrahmen folgendermaßen: „Kasusrahmen waren dann Konstellationen [arrays] von Tiefenkasus, die gleichzeitig eine semantische Typologie für Satz-Typen [clause types] und ein Mittel für die Klassifikation der Wörter, die Kopf der Sätze [clauses] in solchen Typen sein konnten, waren.“

<sup>49</sup> „In der Basisstruktur von Sätzen finden wir daher etwas, was wir ‚Proposition‘ nennen können, nämlich eine Klasse von Beziehungen zwischen Verben und Nomina ohne Zeitbezug (sowie gegebenenfalls eingebettete Sätze), die abgetrennt sind von dem, was man die ‚Modalitätskomponente‘ nennen könnte.“ Fillmore 1968a, 23.

<sup>50</sup> Die klare Dominanz der Semantik über die Syntax kann Fillmore allerdings erst im Rückblick zugestehen: „Auf jeden Fall konnte dafür argumentiert werden, dass die kombinatorischen Anforderungen für bestimmte Verben viel eher semantisch als syntaktisch spezifiziert werden müssten, da es für bestimmte Komplement-Funktionen keinen einheitlichen Phrasentyp gab, mit denen sie ausgedrückt werden konnten.“ (Fillmore 2003a, 461 mit weiteren Ausführungen zu diesem Thema.)

<sup>51</sup> So Fillmore 2003a, 459 im Rückblick: „Ein dritter Einfluss auf die Theorie der Tiefenkasus war das Gefühl einer Inadäquatheit in der Praxis, Formeln nach dem Modell der Prädikatenlogik für die Repräsentation (wenigstens auf der Ebene der Ereignisstruktur) der zugrunde liegenden Organisation eines Satzes zu benutzen.“

<sup>52</sup> Fillmore dazu später (2003a, 460): „Der Kern-Vorschlag der Kasus-Grammatik war, dass in den zugrundeliegenden Repräsentationen von Sätzen *alle* abhängigen Konstituenten explizite Indizes ihrer semantischen Rollen tragen sollten.“

<sup>53</sup> „Die Kasusbegriffe enthalten eine Menge universal gültiger, wahrscheinlich angeborener Begriffe, die bestimmten Typen von Urteilen entsprechen, die Menschen über die Ereignisse in ihre Umwelt machen können, Urteile etwa darüber, wer es tat, wem es geschah, und was sich veränderte.“ Fillmore 1968a, 24. Es ist typisch für Fillmores „Sitzen zwischen allen Stühlen“, dass er hier nicht nur einem – später

Vor allem in den Arbeitspapieren des FrameNet-Projekts wird deutlich, dass Fillmore heute nicht mehr an die Möglichkeit einer abgeschlossenen Liste von Kasusrollen glaubt. Stattdessen tritt die Beschreibung einzelner Frames mit jeweils für diese einzelnen Frames typischen semantischen Rollen an die Stelle des aus seiner heutigen Sicht prinzipiell zum Scheitern verurteilten Versuchs des Vorab-Formulierens einer abgeschlossenen Liste von semantischen Rollen oder „Tiefenkasus“. Die durch Fillmore 1968a angeregte linguistische Forschung hatte eine Fülle unterschiedlicher Listen von „Tiefenkasus“ hervorgebracht, über die teilweise mit Vehemenz gestritten wurde. Fünfunddreißig Jahre später geht er davon aus, dass eine solche Liste als abgeschlossenes Verzeichnis niemals erstellt werden kann.<sup>54</sup> Im Jahr 1968 ist er jedoch noch voller Optimismus, dass es möglich sein könnte, ein vollständiges Register möglicher Kasus-Rahmen zu erstellen.<sup>55</sup>

An den für valenztheoretische Arbeiten typischen Beispielen stellt Fillmore aber die Notwendigkeit einer Beschreibung der semantischen Rollen immer wieder nachdrücklich heraus:

(2-22) *Mutter kocht die Kartoffeln.*

(2-23) *Die Kartoffeln kochen.*

(2-24) *Mutter kocht.*

In der Interpretation dieses hübschen Beispiels macht Fillmore deutlich, dass eine gesonderte Beschreibung von (damals als Teile des abstraktiven sprachlichen Wissens aufgefassten) Kasusrahmen vor allem auch dazu gedacht ist, die semantische Beschreibung der Verben und Prädikatsausdrücke zu entlasten, die das Zentrum der Sätze bilden, in denen diese Kasusrahmen zur Anwendung kommen.<sup>56</sup> Damit geht Fillmore von Anfang an einen anderen Weg als die europäische Valenzforschung, die sich als empirische Forschung vor allem den Großprojekten des Verfassens von Valenzwörterbüchern gewidmet hat.<sup>57</sup> An die Stelle

---

von ihm verworfenen – Universalismus frönt, sondern ganz nebenbei mit dem Begriff „Urteil“ einen allgemeinen Wissens-Bezug in die linguistische Diskussion einführt, den es so zuvor noch nicht gab.

<sup>54</sup> Fillmore 2003a, 466: „Das Fehlen einer konsensfähigen Liste von Tiefenkasus wurde einer der Hauptvorwürfe gegen die Kasusgrammatik.“ Er geht in diesem rückblickenden Lexikonartikel nunmehr davon aus, dass eine Kombination von sehr kleinteiligen, für die einzelnen Frames spezifischen, semantischen Rollen mit teilweise sehr abstrakten, möglicherweise universalen Rollen der Situation in natürlichen Sprachen vermutlich am nächsten kommt.

<sup>55</sup> „Verben werden so klassifiziert nach den Kasus Rahmen, in die diese Verben eintreten können, und die semantischen Charakterisierungen von Verben stellen Relationen her [...] zwischen diesen Verben und spezifischen Kasus Elementen in den Rahmen, die für dieses Verb verbindlich sind [...].“ Fillmore 1968a, 32.

<sup>56</sup> „Statt nun zu sagen, dass das Verb drei verschiedene Bedeutungen hat, genügt es anzugeben, dass zwischen den Kasus-Rahmen, die dieses Verb zulassen, gewisse Unterschiede bestehen und dass es eines jener Verben ist, für die das Objekt getilgt werden kann.“ Fillmore 1968a, 29.

<sup>57</sup> Dreieinhalb Jahrzehnte später scheut sich Fillmore allerdings nicht mehr, seine damalige Überlegungen explizit in den Kontext der (stärker in Europa vertretenen) Valenztheorie zu stellen, nach deren Schilderung er fortfährt: „Diese Art syntaktischer Valenz kann kontrastiert werden mit dem, was man semantische Valenz nennen könnte, präsentiert als die Menge von semantischen Rollen, die mit einem Wort in einer gegebenen Bedeutung assoziiert sind. Diese Rollen, zusammen mit den idiosynkratischen Teilen der lexikalischen Bedeutung des Wortes, charakterisieren eine zentrale Komponente der semantischen Struktur jeder Phrase oder Satzteils [clause], die um das Wort in dieser Bedeutung herum aufgebaut werden.“ Fillmore 2003a, 458. – Mit dieser expliziten Unterscheidung zwischen „syntaktischer“ und „semantischer Valenz“ vollzieht Fillmore nach, was in der europäischen Diskussion schon zwei Jahrzehnte zuvor Allgemeingut war, siehe die auf diese beiden Aspekte von Valenz rekurrierende explizite Unterscheidung von „Satzausdrucksstruktur“ und „Satzinhaltsstruktur“ bei von Polenz 1985.

der von ihm kritisierten Valenzwörterbücher stellt Fillmore dann jedoch das semantische Frame-Konzept<sup>58</sup> und das FrameNet-Projekt, das letztlich ein noch viel anspruchsvolleres Vorhaben darstellt. Seine Gründe für diesen Schritt findet man nirgends expliziert, sondern kann sie nur in etwa aus seinem Gesamtwerk erschließen.

Vielleicht kann man sie folgendermaßen erläutern: Verben (Prädikate) können in zahlreichen verschiedenen semantischen und syntaktischen Konstellationen vorkommen, in denen die vom Verb regierten Satz-Elemente jeweils verschiedene semantische Rollen aufweisen können. Empirische Beobachtungen haben erwiesen, dass es schwierig ist, für einzelne Verben einen festen Set von durch diese Verben an es gebundenen semantischen Rollen zuzufordern. Vielmehr stehen Verben in Korrelationen zu allgemeinen semantischen Rahmen (oder Wissensrahmen) und können in einer zwar begrenzten, aber nicht strikt systematisierbaren Liste solcher Rahmen vorkommen. Statt also die Verben zum Ausgangspunkt der semantischen Beschreibung zu machen (unter Einschluss vor allem auch der Beschreibung der satzsemantischen Möglichkeiten und Potentiale der Verwendung der Verben in verschiedenen semantischen Kontexten und Funktionen), ist es viel sinnvoller, sozusagen den Spieß umzudrehen und gleich die typischen Konstellationen von Satz-elementen, die Realisationen von typischen Elementen von alltagsweltlichem Wissen sind, zu beschreiben. Auf der Basis einer solchen allgemeinen Beschreibung von Frames kann dann angegeben werden, in welchen Rahmen (und in Kombination mit welchen Typen von semantischen Rollen) ein Verb auftreten kann und in welcher syntaktischen Funktion (Subjekt, Objekt usw.) die einzelnen semantischen Rollen realisiert werden können. Will man daraus für den Denkweg von Charles Fillmore ein Fazit ziehen, so könnte es lauten: Das Konzept der Frame-Semantik ist in dem Zwischenschritt der „Kasusgrammatik“ implizit schon quasi zwingend angelegt (wie es auch in den mit anderem Tenor formulierten Überlegungen zu den *entailment rules* implizit vorbereitet war).

Zur Frame-Semantik war es von den „Kasus-Rahmen“ nur noch ein relativ kleiner Schritt.<sup>59</sup> Dies wird besonders deutlich in einem neun Jahre später verfassten Aufsatz, in dem sich Fillmore noch einmal der „Kasusrahmen“-Konzeption zuwendet und sie nunmehr eindeutig in den Kontext seiner zeitgleichen „scenes-and-frames-semantics“ eingliedert. Das ältere Vorhaben einer „Kasus-Grammatik“ sieht er nun selbst kritisch.<sup>60</sup> Sein Punkt sei nicht so sehr gewesen, die Semantik gegen die Syntax in Stellung zu bringen, sondern eher, bei der syntaktischen Analyse immer von den Wörtern bzw. Morphemen auszugehen. Der Begriff des „Kasus-Rahmens“ erfülle in diesem Zusammenhang die Funktion, „eine Brücke zwischen Beschreibungen von Situationen und zu Grunde liegenden syntaktischen Repräsentationen zu bilden“. Dies können sie dadurch leisten, indem sie den „bestimmten Beteiligten in einer (realen oder vorgestellten) Situation, die durch den Satz repräsentiert wird, semantisch-syntaktische Rollen zuschreiben“ (Fillmore 1977a, 61). Im Rahmen dieses

<sup>58</sup> So explizit in Fillmore 1977a, 60: „Die Kasustheorie kann ebenso als ein Beitrag betrachtet werden, der wenigstens zum Teil Beschreibungen der semantischen Valenz von Verben und Adjektiven liefert, die mit den syntaktischen Valenz-Beschreibungen bestimmter europäischer Linguisten (Tesnière, Helbig, Emons) vergleichbar sind.“

<sup>59</sup> Später, in der Phase der „scenes-and-frames-Semantik“, deutet Fillmore die „Kasus-Rahmen“ als „Schemata“ im Sinne seines damaligen Schema-Konzepts: „Die verschiedenen ‚Kasus-Rahmen‘ [...] sind Schemata, die wir irgendwie an andere Arten von Schemata anpassen [fit onto], auf teilweise flexible, aber meist festgelegte Weise. Ihre Funktion ist es, auf das, was wir im Kopf haben, irgendeine von verschiedenen ‚Perspektiven‘ anzuwenden [assign].“ Fillmore 1977d, 104.

<sup>60</sup> „Der Ausdruck ‚Kasus Grammatik‘ war irreführend!“ Fillmore 1977a, 62.

Modell kommt den „Tiefenkasus“ oder „semantischen Rollen“ eine zentrale Funktion zu.<sup>61</sup> Diese warfen das Problem auf, welche an einem (durch einen Prädikatsausdruck wie Verb, Nomen, Adjektiv bezeichneten) Ereignis beteiligten Elemente zur „grammatischen“ Grundstruktur eines von diesem Prädikat regierten Satzes zu zählen sind. Hier bietet er nunmehr eindeutig das Konzept der „Szene“ als Lösung an.<sup>62</sup>

„Szenen“ vermitteln das Wissen darüber, welche Elemente dazugehören, aber auch das Wissen, mit welchen Mitteln (und in welchen grammatischen Positionen / Funktionen) sie ausgedrückt werden können.<sup>63</sup> Der für Fillmore offenbar wichtigste Aspekt der Idee der „Kasusrahmen“ ist die Tatsache, dass sie in Bezug auf eine vorausgesetzte „Szene“ eine „Perspektive“ ausdrücken. Für ihn tritt die Funktion von Satz-Konstituenten, eine Perspektive auf ein Ereignis (eine „Szene“) auszudrücken,<sup>64</sup> gleichrangig neben die zuvor in der grammatischen Theorie benannten Funktionen, wie die syntaktische, semantische und rhetorische Funktion der Konstituenten (Fillmore 1977a, 60). Es sind die semantischen Rollen, die diese „Zuschreibung einer Perspektive auf eine Situation“ leisten.<sup>65</sup> Sobald ein Wort gehört / gelesen wird, ist mit der Szene auch die Perspektive gegenwärtig, in der dieses Wort seine Funktion einnimmt (Fillmore 1977a, 74). Mit der Berücksichtigung von solchen Perspektivierungen kann man subtile Bedeutungsunterschiede erklären, die der semantischen Beschreibung sonst Probleme bereitet hätten.<sup>66</sup>

Auch zur Frage der Anzahl der „Tiefenkasus“ (oder semantischen Rollen) nimmt Fillmore noch einmal Stellung: Er stellt nunmehr eindeutig fest, dass die Zahl der „semanti-

<sup>61</sup> Fillmore 1977a, 60 beschreibt jetzt die Leistungen der „Tiefenkasus“ folgendermaßen: „Innerhalb der Grammatik-Theorie kann das Konzept der Tiefenkasus betrachtet werden als ein Beitrag zur Theorie grammatischer Ebenen, zur Theorie grammatischer Relationen, zur Beschreibung von Valenzen und Kollokationen, und zur allgemeinen Theorie der Funktionen von Satz-Konstituenten.“

<sup>62</sup> „Mit der Sichtweise, dass Bedeutungen immer auf Szenen bezogen sind, ist es nicht mehr notwendig, anzunehmen, dass alles, was in unserem Verstehen eines Satzes eingeschlossen ist, notwendig ein Teil der zu Grunde liegenden grammatischen Struktur dieses Satzes ist; man sollte stattdessen sagen, dass ein Wort wie *kaufen* oder *bezahlen* die Szene des Verkaufs-Ereignisses aktiviert; dass jeder, der dieses Wort versteht, weiß, welches die verschiedenen Komponenten und Aspekte eines solchen Ereignisses sind; und dass das fachliche Wissen welches ein Sprecher von dem Verb hat, das Wissen um die grammatischen Möglichkeiten [ways] einschließt, mit denen verschiedene Teile des Ereignisses in Form einer Äußerung realisiert werden können.“ Fillmore 1977a, 73.

<sup>63</sup> Um es mit einem nicht von Fillmore stammenden Beispiel auszudrücken: in einer „Kauf“-Szene ist mit unserem Wissen um die semantische Rolle des beteiligten Elements GELD das Wissen verbunden, dass es syntaktisch nicht in der Subjekts-Position vorkommen kann. (Wohl aber in Sätzen, die auf assoziierte, aber eigenständige Rahmen bezogen sind wie „*Das Geld reichte nicht.*“)

<sup>64</sup> „Jedes Verb, das wir dabei benutzen, um einen bestimmten Aspekt des Ereignisses zu identifizieren, zwingt uns, eine oder mehrere Einheiten des Ereignisses unter einer Perspektive (zusammen) zu bringen, was dadurch manifestiert wird, dass grammatische Funktionen ausgewählt werden, die den Begriffen ‚Satzsubjekt‘ und ‚direktes Objekt‘ entsprechen.“ Fillmore 1977a, 71. – Siehe zum Aspekt der Perspektive ausführlicher unten Seite 65, Fußnote 148.

<sup>65</sup> Fillmore 1977a, 61. – „Ich glaube, dass eine Ebene der Kasus- oder Rollen-Analyse benötigt wird als Teil einer allgemeinen Analyse der Szenen, die mit Sprache kommuniziert werden; und ich glaube, dass dasjenige, was diese zwei Arten von Strukturen vereint, der Begriff der Perspektive ist. Wir erkennen Szenen oder Situationen und die Funktionen von verschiedenen Mitspielern in Szenen und Situationen. Wir bringen in den Vordergrund oder in die Perspektive einen möglicherweise sehr kleinen Anteil einer solchen Szene.“ Fillmore 1977a, 80.

<sup>66</sup> Fillmore 1977a, 75. „Der Begriff der Perspektive kann dazu dienen, subtile Bedeutungs-Unterschiede zu erklären (beziehungsweise auszudrücken), und zwar sowohl in der grammatischen Organisation von Sätzen, die dasselbe Verb haben, als auch zwischen Sätzen, die verschiedene Verben derselben Wortfeldes [semantic domain] enthalten.“

schen Rollen“ geringer sei als die Zahl der begrifflich möglichen Elemente einer Situation oder „Szene“. <sup>67</sup> Beides dürfe man daher nicht vermengen. In diesem Zusammenhang führt er einen interessanten Gedanken ein, den er später (leider) nicht mehr weiterverfolgt: Salienz der semantischen Rollen. Hinsichtlich der Perspektivierung von Ereignissen / Szenen durch sprachliche Elemente gibt es ihm zufolge „eine Hierarchie der Wichtigkeit oder Salienz-Hierarchie“. <sup>68</sup> Diese „Salienz-Hierarchie“ steht in Wechselwirkung mit der grammatischen Kasus-Hierarchie: „Eine Salienz-Hierarchie bestimmt, was in den Vordergrund gestellt wird, und eine Kasus-Hierarchie bestimmt, wie den in den Vordergrund gestellten Nomina grammatische Funktionen zugeschrieben werden.“ (Fillmore 1977a, 78.)

Der Begriff der *Salienz*, den Fillmore später nie mehr benutzt, scheint sehr wichtig für eine umfassende Verstehens-Theorie zu sein. Der von ihm hier eingeführte Gedanke weist starke Parallelen auf mit dem (auf der Bedeutungs- und Implikatur-Theorie von H. P. Grice beruhenden) Begriff der *Relevanz*, der in der Relevanztheorie der Kommunikation von Sperber / Wilson in den Mittelpunkt gestellt worden ist. <sup>69</sup> Es ist schade, dass Fillmore diesen Begriff später nicht weiterverfolgt hat. Wenn er sagt: „Wir bringen in den Vordergrund oder in die Perspektive einen möglicherweise sehr kleinen Anteil einer solchen Szene“, dann formuliert er ein Sprach- oder Kommunikationsmodell, wonach nur der kleinste Teil dessen, was wir kommunizieren wollen, sprachlich explizit gemacht werden muss. Es handelt sich damit letztlich um das, was man ein „minimalistisches Kommunikationsmodell“ nennen könnte, und das man am besten mit einer Sprungsteine-Metapher ausdrücken kann: Sprachlich expliziert wird stets nur so viel, wie die Kommunizierenden auf der Basis ihres vorausgesetzten gemeinsamen Wissens benötigen, um „auf die andere Seite des Flusses“ (zum adäquaten Verstehen) zu gelangen. Nicht maximale Explizitheit ist danach das Wesen sprachlicher Kommunikation (wie es fälschlich die meisten Linguisten und Mainstream-Semantiker glauben), sondern ganz im Gegenteil so etwas wie „maximale Implizitheit“ (ein Prinzip, das übrigens auch sehr viel besser mit dem sprachlichen Ökonomieprinzip harmoniert, das durch das noch elementarere Energieersparungsprinzip gestützt ist). Mit einem solchen (hier implizierten) Kommunikationsmodell bringt Fillmore sich in Gegensatz zu nahezu sämtlichen anderen Linguisten, nicht nur der damaligen Zeit. (Es ist jedoch sehr fraglich, ob er diese Radikalität der Konsequenzen seines Denkens selbst gesehen hat.)

### 2.3 Zwischen Kasus-Grammatik und Lexikalischer Semantik: Auf dem Weg zur Frame-Theorie

In Anschluss an die Arbeit zur „Kasusgrammatik“ publiziert Fillmore eine größere Zahl von Aufsätzen, in denen er noch stärker und expliziter als zuvor Fragestellungen der Semantik in den Mittelpunkt seiner Überlegungen rückt. <sup>70</sup> Hier beweist er immer wieder seine

<sup>67</sup> „Eine Antwort ist, dass das Repertoire von Kasus nicht identisch ist mit dem vollen Set von Begriffen / Konzepten, die benötigt werden, um eine Analyse jedes Zustandes oder Ereignisses zu geben.“ (71)

<sup>68</sup> Fillmore 1977a, 75.

<sup>69</sup> Sperber / Wilson 1986 und 1987 auf der Basis von Grice 1968 / 1975.

<sup>70</sup> Man kann dies schon an den Titeln der Aufsätze erkennen wie: „Lexikoneinträge für Verben“, „Typen lexikalischer Informationen“, „Verben des Urteilens – Eine Übung in semantischer Beschreibung“, „Eine Alternative zu Checklist-Theorien der Bedeutung“, und „Die Zukunft der Semantik“. Hinzu kommen

Kunst, durch geschickte Auswahl von Beispielen auf eine Fülle von semantischen Problemen aufmerksam zu machen, die in bisherigen semantischen Theorien nicht oder nur unzureichend erklärt werden konnten. Zunächst widmet er sich (als Konsequenz aus der Diskussion der „Kasus-Rahmen“) weiterhin den Problemen der semantischen Beschreibung von Verben. Dabei nimmt er zuerst Paare komplementärer Verben wie *mieten* – *vermieten* oder *töten* – *sterben* in den Blick. Manche dieser Verb-Paare können als einfache konverse Prädikate auf der Basis derselben Argumentstruktur (oder derselben Kasus-Struktur) betrachtet werden. So liegt z.B. bei *mieten* / *vermieten* eine bloße Vertauschung der Argumentstellen vor.<sup>71</sup> Komplexer ist die Situation schon bei *töten* / *sterben*: „In diesen Fällen involviert die Verbindung zwischen zwei Prädikaten ein drittes, vermittelndes Prädikat.“<sup>72</sup> Implizit weist Fillmore hier also wieder auf zusätzliches Wissen hin, das in eine adäquate semantische Beschreibung von Lexemen (hier: *töten*) Eingang finden müsste. Ein weiteres Beispiel für solche impliziten semantischen Gehalte sind Prädikate mit scheinbar einstelliger Valenz, die aber Verkürzungen (sozusagen Ellipsen) von Prädikaten sind, die sich bei näherer Betrachtung als „eigentlich“ zweistellige erweisen. Dieses „eigentlich“ verweist hier wieder auf implizites Wissen, das mit einfachen merkmalsemantischen Methoden nicht so ohne weiteres expliziert werden kann. So ist z.B.

(2-25) *Hans ist verheiratet.*

eigentlich eine elliptische Verkürzung von

(2-26) *Hans ist verheiratet mit X.*<sup>73</sup>

Fillmore spricht damit das in der Valenztheorie intensiv diskutierte Problem der „fakultativen“ vs. „obligatorischen“ Ergänzungen bzw. Aktanten an. Die Valenztheorie konnte dafür, da sie nicht explizit semantisch argumentiert hat, nie eine zureichende Erklärung geben. Wir werden sehen, wie solche Problemstellungen bei Fillmore direkt in die „Szenen- und Rahmen-Semantik“ münden werden.

Dass er schon auf dieser Stufe seines Denkweges die künftige Theorieentwicklung im Auge hat, sieht man an der in seinen Schriften erstmaligen Erwähnung des Terminus „Szene“, indem er gedanklich die „Annahme“ durchspielt,

„dass wir die Idee, die durch einen einfachen Satz ausgedrückt wird, als analog betrachten zu der Szene in einem Theaterstück, und [...], dass wir uns die Sprecher einer Sprache vorstellen als die Dramatiker, die in einer Theater-Tradition arbeiten, die sie auf eine feste Anzahl von Rollen-Typen begrenzen, mit der weiteren Einschränkung, dass mindestens eine Figur in einem gegebenen Rollentyp in jeder gegebenen Szene erscheinen muss.“ (Fillmore 1968b, 383)

Die „Szene“-Metapher ist eine indirekte Anleihe bei Tesnière, der die Theater-Metapher erstmals in der Linguistik benutzte.<sup>74</sup> Fillmore erkennt mehr denn je, dass das Wissen, wel-

---

seine „Santa Cruz Lectures on Deixis“, noch einige Reflexionen zur Kasusgrammatik und Tiefenkasus und der sehr interessante Aufsatz „Ein Grammatiker schaut auf die Sozio-Linguistik“.

<sup>71</sup> P (a, b) / P (b, a); Fillmore 1968b, 373.

<sup>72</sup> Fillmore 1968b, 377; gemeint ist *verursachen*: „X tötet Y“ = „X verursacht, dass Y stirbt“.

<sup>73</sup> „Manche einstelligen Prädikate sind reine Verkürzungen von zweistelligen Prädikaten, nur dass sie eine Argument Stelle ignorieren (oder präsupponieren).“ Fillmore 1968b, 377. – „Einzelne Argumentrollen können optional sein.“ (a.a.O. 383)

<sup>74</sup> Tesnière 1959, 102 f. „Le nœud verbal [...] exprime tout un petit drame. Comme un drame en effet, il comporte obligatoirement un *procès*, et le plus souvent des *acteurs* et des *circonstances*.“

ches beim angemessenen Verstehen von Wörtern oder Sätzen eine Rolle spielt, offenbar deutlich über das hinausgeht, was Linguisten bis dahin in den Blick genommen haben. Diese Einsicht veranlasst ihn in der Folge zu einigen Formulierungen, die (im Rückblick betrachtet) den Keim zu einer radikalen Umstürzung der semantischen Perspektive in sich tragen. Es ist (möglicherweise in Anlehnung an eine vergleichbare Redeweise in der analytischen Sprachphilosophie, welche die Konzeptionen der gleichzeitig entstehenden Pragmatik stark beeinflusst hat) die Redeweise von den „Bedingungen“ eines angemessenen Verstehens (einer angemessenen semantischen Beschreibung) sprachlicher Einheiten, die hier besonders heraussticht.<sup>75</sup> Mit dem Übergang zur Redeweise von den „Bedingungen des Gebrauchs“ verlässt Fillmore (vielleicht, ohne es schon zu bemerken) das Paradigma der semantischen (und überhaupt der linguistischen) Theorien seiner Zeit und öffnet das Tor der Semantik ganz weit für möglicherweise mehr, als er jemals beabsichtigt hat.

Dass er damit ein Feld hochkomplexer semantischer Problemstellungen betreten hat, ist ihm freilich bereits klar:

„Was ein Sprecher einer Sprache über die einzelnen ‚Wörter‘ einer Sprache und über die Bedingungen, die ihren angemessenen Gebrauch bestimmen, weiß, ist vielleicht der zugänglichste Aspekt des sprachlichen Wissens, aber gleichzeitig ist es extrem subtil und extrem komplex.“<sup>76</sup>

Er weiß, dass er, indem er nunmehr auch gezielt und bewusst den Weg beschreitet, das „implizite Wissen“ zu einem Gegenstand der semantischen Theorie zu machen, ein schwieriges Feld der semantischen Forschung und Theorie betritt, aber es gibt, so sieht er bereits jetzt, wegen der Allgegenwärtigkeit dieses „impliziten Wissens“ in jeglichem Sprachgebrauch (auch und gerade in der Alltagskommunikation) zu diesem Schritt keine Alternative.<sup>77</sup> Eines der gravierendsten Probleme bei einer solchen „epistemologischen Erweiterung der Semantik“ (die er natürlich nicht so benennt) ist die Schwierigkeit, dann noch zwischen „Sachwissen“ (gegenstandsbezogenem Wissen, „Weltwissen“) und sprachbezogenem Wissen („semantischem Wissen“) unterscheiden zu können:

<sup>75</sup> Vgl. etwa die Rede von den „Glückensbedingungen“ für Sprechakte in der Theorie von Austin 1962 / Searle 1969. – Zu diesem Vorbild Fillmore (1970a, 120 f.) direkt: „Meine Behandlung dieser Wörter [*hit* und *break*], und die Art der Evidenz, auf die ich mich beziehe, indem ich ihre grammatischen und semantischen Eigenschaften aufdecke, können eine gewisse Ähnlichkeit aufweisen mit dem Stil von Argumenten, den man in Schriften der so genannten ‚ordinary language‘ Philosophen findet, aber mit zwei wichtigen Unterschieden. Der erste ist, dass [die untersuchten Wörter] kein philosophisches Interesse berühren. Der zweite ist, dass die von einem Linguisten durchgeführte Analyse eines Wortes nicht als zufriedenstellend betrachtet werden kann, solange seine Beobachtungen nicht in eine allgemeine empirische Theorie der Sprach-Struktur inkorporiert werden können.“ Deutlich wird hier das für Fillmore sehr wichtige Primat der empirisch validierbaren Sprachforschung und zugleich der Einbettung jedes Detail-Theorems in „einen Ansatz der Erklärung der Natur der menschlichen Sprache“ generell (a.a.O.).

<sup>76</sup> Fillmore 1970a, 120.

<sup>77</sup> „Der Kontrast zwischen implizitem und explizitem Wissen ist vielleicht nirgendwo größer als im menschlichen Sprachgebrauch. Wenn jemand aufzeichnen und systematisieren will, was es ist, das er ‚weiss‘ [kennt], wenn er seine Sprache kennt, kann er es nicht einfach niederschreiben – er muss es zuerst entdecken. Und bei dem Versuch, die Natur seines sprachlichen Wissens aufzudecken, wird er herausfinden, dass zufriedenstellende Feststellungen nicht leicht fallen. Es ist ziemlich sicher, dass der avancierte erwachsene Sprecher des Englischen, auch wenn er ein ganzes Jahr Zeit hätte, einfach nicht fertig würde mit irgend einer verlässlichen Erklärung dessen, wie das Wort *ever* gebraucht wird und was es bedeutet. Und doch hat dieselbe Person wahrscheinlich niemals in ihrem erwachsenen Leben ‚einen Fehler gemacht‘ in ihrem Gebrauch dieses Wortes, noch hat sie es gebraucht auf Weisen, die nicht seinen Absichten entsprochen haben.“ Fillmore 1970a, 120.

„Tatsächlich sieht es so aus, als ob für einen beachtlichen Anteil des Wortschatzes einer Sprache die Bedingungen, die den angemessenen Gebrauch eines Wortes bestimmen, viel eher Feststellungen über Eigenschaften von Real-Welt-Objekten involvieren als Feststellungen über die semantischen Eigenschaften von Wörtern.“ (Fillmore 1970a, 131)

Dieses Problem ist allerdings für die linguistische Semantik keineswegs neu, und trifft nicht nur die „Frame-semantischen“, „kognitiven“ oder „epistemologischen“ Ansätze der Semantik, sondern die klassische logische und Merkmal- / Komponenten-Semantik ebenso. Schon in der klassischen logischen Semantik, z.B. bei einem ihrer Begründer, Rudolf Carnap (1956, 20), werden die semantischen Merkmale mit den „Eigenschaften von Dingen“ gleichgesetzt, verstanden als „etwas Physikalisches, das die Dinge haben, eine Seite oder einen Aspekt oder eine Komponente oder ein Merkmal des Dings.“ Wollte man also an Fillmore und einer epistemologisch / kognitiv ausgerichteten Semantik aus diesem Grunde, dem Unterscheidungsproblem zwischen Sachwissen und semantischem Wissen, Kritik üben, müsste sich diese Kritik gegen die gesamte linguistische und philosophische Semantik gleichermaßen richten. Fillmore sieht aber bereits jetzt ganz deutlich, dass eine Beschränkung der semantischen Perspektive auf die üblichen Beschreibungsformen von „lexikalischen Bedeutungen“ in einem nicht tolerierbaren Umfang Informationen ausschließt, deren Kenntnis für ein adäquates Verstehen und einen angemessenen Gebrauch der Wörter unabdingbar sind: „Man kann leicht zeigen, dass es wichtige Tatsachen mit Bezug auf Wörter gibt, welche die Wörterbuchmacher uns gewöhnlich gar nicht mitteilen.“<sup>78</sup> Es reicht daher nicht aus, so Fillmore, einfach in ein Standard-Wörterbuch zu schauen, wenn man umfassende Kenntnis über die Bedeutung eines Wortes erhalten will.

Hier ist der Keim gelegt für eine radikale Infragestellung der Möglichkeiten der lexikalischen Semantik als solcher,<sup>79</sup> also einer Semantik, die glaubt, mit der Definition einzelner „lexikalischer Bedeutungen“ oder „Wortbedeutungen“ das Spektrum der Verwendungsmöglichkeiten von Wörtern und des dafür relevanten Wissens vollständig abbilden zu können. Fillmore fordert bereits hier, was er im Anschluss an die Entwicklung der Frame-Semantik im engeren Sinne später noch dezidiert ausführen wird: eine Ausrichtung der Semantik an der Aufgabe, den Prozess des Verstehens sprachlicher Ausdrücke insgesamt erklären zu können (also eine „interpretative“ oder „Verstehens“-Semantik, wie er sie später nennen wird).<sup>80</sup> Seine Grundthese ist: nur eine verstehenstheoretisch ausgerichtete Semantik ist eine Semantik im vollen Sinne. In diesem Kontext verschärft Fillmore auch noch

<sup>78</sup> Fillmore 1970a, 121. – In Fillmore 1970b, 271 glaubt er: „[Mein Ansatz hat den Vorteil,] dass er das Problem auflöst, die Grenzen zwischen den semantischen Eigenschaften von Wörtern (z.B. Nomen) und den physischen Eigenschaften von Dingen, auf die die Wörter korrekt angewendet werden können, bestimmen zu müssen.“ Diese Selbstbewertung ist jedoch nicht ganz überzeugend, da Fillmore dafür eine Theorie der Referenz, des Wissensbezugs und der Typen verstehensrelevanten Wissens entwickeln müsste. Ausführlichere Überlegungen dazu sind bei ihm jedoch kaum jemals (zu Referenz nirgendwo!) aufzufinden.

<sup>79</sup> Diese führt Fillmore vor allem aus in Fillmore 1975c, einem Aufsatz, der den programmatischen Titel trägt: „Die Zukunft der Semantik“.

<sup>80</sup> „Die Behauptungen, die ich aufstellen möchte, sind folgende: (1) dass Fragestellungen in der Semantik, die keine wahrnehmbare Anwendung auf den Prozess des Verstehens haben, nicht sehr wichtig für die semantische Theorie sein können; (2) und, dass manche Fragestellungen, die wie Angelegenheiten ausgesehen haben können, die intern für eine semantische Theorie im eigentlichen Sinne sind [semantic theory proper], tatsächlich am besten mit Aspekten des Verstehens-Prozesses behandelt werden. Diese Sichtweise wird einigen Leuten hoffnungslos mentalistisch erscheinen, aber es sollte daran erinnert werden, dass ich sie benutze als einen Weg der Bewertung der Bedeutsamkeit von Forderungen und Positionen in der Semantik, und nicht als einen Weg Semantik zu betreiben.“ Fillmore 1975c, 137.

einmal seine fundamentale Kritik an der Merkmalsemantik.<sup>81</sup> Auch bezweifelt er die Grundannahme der klassischen lexikalischen Semantik, dass man überhaupt immer die Bedeutungen von Wörtern über Definitionen erfassen kann (Fillmore 1975c, 143). Schließlich zweifelt er sogar, ob eine isolierte Wortsemantik überhaupt noch möglich ist, und man nicht stattdessen grundsätzlich zu einer Satzsemantik, einer Textsemantik, oder eben einer Verstehens-Semantik übergehen müsse.<sup>82</sup> Seine Überlegungen zu einer zukünftigen Semantik schließen mit einer äußerst skeptischen Einschätzung der Forschung seiner Zeit.<sup>83</sup>

In dieser Phase zwischen „Kasus-Grammatik“ und dem Vollausbau seiner späteren „Frame“- und „Verstehens“-Semantik reflektiert Fillmore bereits zahlreiche Probleme, die auch in späteren Aufsätzen immer wieder thematisch werden. Nur auf die wichtigsten kann hier in der nötigen Knappheit eingegangen werden: (1) Ebenen, Arten und Umfang der semantischen Rollen von Prädikaten; (2) der Zusammenhang zwischen der Frage nach der Anzahl der semantischen Rollen von Prädikaten und den Präsuppositionen; und die Ausweitung der Analyse von Präsuppositionen auf den vollen Bereich des verstehensrelevanten Wissens unter den Stichworten: (3) „Errechnen“ der vollen Bedeutung einer sprachlichen Äußerung; (4) „Bedingungen“ für das adäquate Verstehen bzw. den adäquaten Gebrauch sprachlicher Formen; (5) das Verhältnis von sprachlichem und enzyklopädischem Wissen und die Rolle von Kontext und Situation.

Zu (1) *Ebenen, Arten und Umfang der semantischen Rollen von Prädikaten*: In einem für ein philosophisches Publikum verfassten Aufsatz präzisiert Fillmore sein Verständnis von Kasus-Rahmen (d.h. der Analyse semantischer Rollen) und der Funktion von Präsuppositionen. Bemerkenswert ist zunächst, dass er den Gegenstand der Analyse (hier zunächst: von Kasus-Rahmen) nun nicht mehr wie zuvor auf Verben eingrenzt, sondern auf Prädikationen generell bezieht, gleich, mit welcher Wortart sie sprachlich realisiert werden. Das heißt: Nicht nur Verben, sondern Wörter vieler anderer Wortarten (Substantive / No-

<sup>81</sup> „Es wäre vermutlich nützlich, wenn Linguisten, als sie anfangen, Systeme semantischer Merkmale zu formalisieren, die Möglichkeit offen gelassen hätten, dass sich manche Lexikoneinheiten einer merkmals-diskriminierenden Analyse fügen, manche eben nicht.“ Fillmore 1975c, 139 und ff.

<sup>82</sup> In einer Kritik an den deutschen Valenz-Wörterbüchern (hier: Helbig / Schenkel 1969) schreibt er, bereits deutlich eine epistemologische Perspektive auf Wortbedeutungen einnehmend: „Keine Analyse von Oberflächen-Verben kann vollständig die Struktur von Sätzen erklären, die diese Verben enthalten.“ – „Es scheint mir deutlich zu sein, dass eine Theorie des Satzverstehens nicht ausschließlich auf einer Erforschung der Valenz-Eigenschaften von lexikalischen Einheiten aufgebaut werden kann; das Wissen einer Person über Bedeutungen kann nicht erschöpfend beschrieben werden als ihr Wissen über die Bedeutung von Wörtern.“ Er schließt: „Also müssen wir über Wörter hinausgehen.“ Fillmore 1975c, 149.

<sup>83</sup> „Für die fern liegende Zukunft habe ich gute Nachrichten. In der weiten, sehr entfernten Zukunft werden sich Psychologie, Anthropologie, Soziologie, Linguistik und Logik – oder die Abkömmlinge dieser Disziplinen – vereinigen, um eine kohärente, intelligible Theorie des Sprachverstehens zu entwickeln.“ Es entsteht, so führt er (ironisch?) weiter aus, eine Einheitstheorie und Einheitsmethode, und alle werden ein und dasselbe Paradigma teilen und finden, dass es genau das leistet, was sie möchten. „Nun zur näheren Zukunft, der, die wir selbst noch erleben könnten; hier sind meine Voraussagen nicht so heiter / erfreulich. Wir müssen der Realität ins Gesicht sehen, dass die Forscher, die in der Semantik arbeiten, getrennt sind durch Land, Sprache, Universität, Disziplin, Gegenstand, Lehrdoktrin, und Temperament. Es ist kaum zu sehen, wie die utopische Einheit der fernen Zukunft begonnen werden könnte. Einfach die Leute dazu zu bringen, miteinander zu reden, kann nicht helfen, weil *die Menge von Leuten, die wirklich Semantik betreiben, möglicherweise nicht identisch ist mit der Menge von Leuten, die behaupten, dass sie Semantik betreiben.*“ Fillmore 1975c, 156 [Hervorhebung von D.B.]. Diese herbe Kritik zielt ganz offensichtlich gegen Chomsky und seine Schule, der auf derselben Tagung unmittelbar vor oder nach Fillmore vorgetragen haben muss.

men, Adjektive, Adverbien, Konjunktionen) können Träger von Prädikationen und daher auch Zentren für Rahmen sein, die andere Elemente (mit bestimmten semantischen Rollen) an sich binden können.<sup>84</sup> (Dies ist eine wichtige Voraussetzung für die spätere semantische Verallgemeinerung der Frame-Theorie.) Mit diesem Schritt entfernt sich Fillmore aber zunehmend von einer rein grammatischen Betrachtung der „Kasusrollen“ und bewegt sich deutlich in Richtung einer eher „kognitiven“ oder „epistemischen“ Betrachtung von Kasusrollen bzw. Argumentrollen (oder semantischen Rollen) und den zugehörigen Rahmen. Er kleidet diesen Schritt in die Worte: „Ich beziehe mich hier auf die begrifflich erforderliche Zahl von Argumenten.“<sup>85</sup> Die Formulierung „begrifflich erforderlich“ signalisiert, dass Fillmore hier über rein syntaktische Verhältnisse hinausgeht und sich dem allgemeinen verstehensrelevanten Wissen zuwendet. Das heißt: In einer semantischen Analyse müssen auch solche „Mitspieler“ im Satz, solche Argumentrollen oder „Aktanten“ (in Tesnières Sinne) berücksichtigt werden, die sprachlich gar nicht durch eigene Mittel expliziert (signalisiert) sind. Daraus folgt: Semantische Struktur und syntaktische Struktur (oder: Inhaltsstruktur und sprachlich realisierte Ausdrucksstruktur) sind nicht strukturidentisch.<sup>86</sup>

Im Zusammenhang mit dieser Ausweitung der in einer semantischen Analyse zu berücksichtigenden „semantischen Rollen“ oder „Argumente“ eines Prädikats führt Fillmore einige Gedanken ein, die für eine epistemologische Semantik von großer Wichtigkeit sind.<sup>87</sup> Zum einen wird die Argumentstruktur (bzw. der „Rahmen“ von – nunmehr ja stärker semantisch bzw. „begrifflich“, weniger syntaktisch definierten – „Argumentrollen“ bzw. „Kasusrollen“) nun eindeutig als etwas verstanden, das erst im Prozess des Verstehens entfaltet wird, also nicht notwendigerweise (vollständig) durch sprachliche Zeichen ausgedrückt sein muss. Das Argument „is taken as part of the understanding of the predicate word“. Zum anderen führt Fillmore hier den für jede Theorie des Sprachverstehens zentralen Begriff der „Erwartung“ ein: Verstehen ist (auch) gesteuert durch die (Frame-gestützten) Erwartungen der Sprachteilhaber, welche semantischen Rollen mit einem bestimmten Prädikatsausdruck zusammenhängen, also entweder in der umgebenden sprachlichen Struktur gesucht oder aus dem Gedächtnis ergänzt werden müssen. Die konkrete sprachliche Realisierung ist gegenüber der Mächtigkeit der (kontextuell gesteuerten) Erwartungen der

<sup>84</sup> „Ich gehe davon aus, dass die meisten ‚Inhaltswörter‘ einer Sprache im Lexikon charakterisiert werden können durch die Art und Weise, wie sie als Prädikate benutzt werden.“ Fillmore 1971a, 374. Er nennt Verben, Nomen, Adjektive, die meisten Adverbien und auch viele Konjunktionen.

<sup>85</sup> Er fährt fort: „Diese unterscheide ich von der Zahl von Argumenten, die in englischen Sätzen explizit identifiziert werden müssen.“ Fillmore 1971a, 375.

<sup>86</sup> Fillmore geht davon aus, dass es zwischen den „begrifflich notwendigen Argumenten eines Prädikats“ und den „obligatorisch in Ausdrücken, die die fraglichen Prädikate enthalten, präsenten Konstituenten [...] keine exakte Korrespondenz / Entsprechung“ gibt. Fillmore 1971a, 378. – „Manchmal wird ein Argument obligatorisch in der Oberflächenstruktur ausgelassen, weil es als Teil der Bedeutung des Prädikats subsumiert ist.“ (a.a.O. 379)

<sup>87</sup> „Lexikoneinträge für Prädikatsausdrücke sollten Informationen folgender Art repräsentieren: (1) bei bestimmten Prädikaten wird die Natur [Art] eines oder mehrerer Argumente als Teil unseres Verständnisses des Prädikatsausdrucks aufgefasst: für manche von diesen [Argumenten] kann überhaupt kein sprachlicher Ausdruck eingesetzt werden; bei anderen wird das Argument nur dann sprachlich realisiert [identified], wenn es qualifiziert oder quantifiziert in einer nicht vollständig erwarteten Weise ist. (2) Bei bestimmten Prädikaten kann Schweigen („null“) in den Fällen einen der Argument-Ausdrücke ersetzen, in denen der Sprecher bezüglich der Identität des Arguments unbestimmt oder nicht festlegbar sein will. Und (3) Bei bestimmten Prädikaten kann Schweigen in den Fällen einen Argument-Ausdruck ersetzen, in denen der Sprecher glaubt, dass der Hörer die Identität des Arguments bereits kennt.“ Fillmore 1971a, 380.

Kommunikationspartner sekundär. Implizit vollzieht Fillmore hier eine epistemische Wende in seinen Überlegungen noch deutlicher als zuvor. Jetzt wird Sprache bei ihm vollends zu einer Interaktion (Wechselwirkung) von (gesetzten, ausgedrückten) Zeichen und eines vorausgesetzten Wissens-Raums, und ist damit aus den Fesseln einer eng gefassten lexikalischen Semantik entbunden!

Zu (2) *Zusammenhang zwischen der Frage nach der Anzahl der semantischen Rollen von Prädikaten und Präsuppositionen*: Die epistemische Ausweitung der von Fillmore eingenommenen bedeutungstheoretischen Perspektive wird auch deutlich an der Art und Weise, wie er die Frage der Anzahl der mit einem Prädikat verbundenen „semantischen Rollen“ mit dem Phänomen der „Präsuppositionen“ in Zusammenhang bringt.<sup>88</sup> D.h.: Es war vor allem die Einsicht in die Allgegenwärtigkeit von Präsuppositionen,<sup>89</sup> die für Fillmore ein entscheidender Mosaikstein gewesen ist in dem Schritt zur Überwindung der traditionellen Semantik hin zu der Einsicht in die Notwendigkeit einer „interpretativen“ Semantik, die das verstehensrelevante Wissen umfassender erforscht, als alle vorhergehenden Semantikkonzeptionen. Die Analyse von „Präsuppositionen“ wird für ihn zu einem wesentlichen Teil jeder semantischen Beschreibung, auch und gerade in der lexikalischen Semantik.<sup>90</sup> Diese Notwendigkeit erweist sich z.B. an Tätigkeits-Verben wie *klatschen*, *kicken*, *küssen* bei denen die Körperteile, mit denen diese Tätigkeiten ausgeführt werden (Hände, Füße, Lippen<sup>91</sup>) immer mitgedacht sind, d.h. impliziter Teil der lexikalischen Bedeutung sind, auch wenn sie in klassischen Wörterbuchdefinitionen nicht unbedingt explizit gemacht werden. Gelegentlich<sup>92</sup> kann das ausdrucksseitige Weglassen (Nicht-Explizieren) von Argumenten sogar regelrecht obligatorisch sein. – Bemerkenswert ist allerdings, dass sich Fillmore bei dem hohen Gewicht, das er in den Aufsätzen dieser Zeit den Präsuppositionen im Rahmen seiner bedeutungstheoretischen Reflexionen gegeben hat, niemals näher mit der (später geradezu ausufernden) pragma-linguistischen Diskussion zu den Präsuppositionen auseinandergesetzt hat.<sup>93</sup> Offenbar ist das Präsuppositionskonzept später vollstän-

<sup>88</sup> „In den letzten ein-zwei Jahren ist unter Linguisten der Tatsache viel Aufmerksamkeit gewidmet worden, dass die semantische Beschreibung von Ausdrücken, die spezifische Prädikats-Wörter enthalten, unterscheiden muss zwischen dem, was der Sprecher eines Satzes explizit gesagt hat, von dem, von dem man sagt, dass er es präsupponiert hat bezüglich der Situationen, über die er spricht. Der Apparat, mit dem man Präsuppositionen formuliert, muss Bezug nehmen auf diejenigen Einheiten, die speziellen Rollen-Funktionen bezüglich des Ereignisses oder der Situation, die durch das Prädikat identifiziert wird, dienen.“ Fillmore 1970b, 265.

<sup>89</sup> Vgl. auch Fillmore 1971d, 277: „Jeder vollständige Ansatz für die grammatische Beschreibung einer Sprache wird präsuppositionale Tatsachen an vielen Punkten berücksichtigen müssen.“

<sup>90</sup> Fillmore 1971a, 370: „Ein Lexikon [...] muss seinen Benutzern für jede lexikalische Einheit folgendes zugänglich machen: [...] (5) die Präsuppositionen oder „Glücksbedingungen“ für den Gebrauch der Einheit, die Bedingungen, die erfüllt sein müssen, damit die Einheit ‚angemessen‘ [aptly] benutzt werden kann; [...]“

<sup>91</sup> Beispiel nach Fillmore 1971a, 379; er sagt dazu: „Es gibt andere Verben, die Ereignisse identifizieren, die typischerweise eine Entität einer sehr spezifischen Sorte involvieren, sodass die Tatsache, dass diese Einheit nicht erwähnt wird, so verstanden werden muss, dass die übliche Situation gemeint ist.“

<sup>92</sup> „Manchmal wird ein Argument obligatorisch in der Oberflächenstruktur ausgelassen, weil es als Teil der Bedeutung des Prädikats subsumiert ist.“ Fillmore 1971a, 379.

<sup>93</sup> Fillmore schließt sich allerdings der damals üblichen Unterscheidung zwischen pragmatischen Verstehensbedingungen und „Bedeutung“ merkwürdigerweise trotz seiner sehr weitgehenden Überlegungen zu einer verstehenstheoretisch reflektierten Semantik hier noch an und repliziert insofern die heute eingeführte (aber nichtstotrotz problematische) kategorische Unterscheidung zwischen „Pragmatik“ und „Semantik“: „In diesem Abschnitt möchte ich auf die Unterscheidung eingehen zwischen dem präsuppositionalen Aspekt der semantischen Struktur eines Prädikats auf der einen Seite und der

dig in seinem umfassenderen Frame-semantischen oder verstehenstheoretischen Modell aufgegangen. Dies deckt sich mit meinen eigenen Überlegungen, wonach in einer verstehenstheoretisch reflektierten Semantik, in der das verstehensrelevante Wissen in seiner gesamten Breite in den Blick genommen wird, für eine eigenständige Kategorie „Präsupposition“ nicht unbedingt mehr eine zwingende Notwendigkeit besteht.

Zu (3) „Errechnen“ der vollen Bedeutung einer sprachlichen Äußerung: Fillmores Überlegungen zur Rolle der „Präsuppositionen“ für das Verstehen und die semantische Beschreibung sprachlicher Einheiten (seien es Wörter, seien es Sätze) veranlassen ihn zu einer Reihe von Aussagen, die (vielleicht ohne dass er das selbst bemerkt hat) sehr weit von einem klassischen Verständnis der linguistischen Semantik wegführen und den Boden bereiten für eine Umorientierung der Semantik in Richtung auf eine vollständige Explikation der verstehensrelevanten Voraussetzungen. Damit redet Fillmore einer Umorientierung das Wort, die in den vollen Konsequenzen des von ihm hier Gesagten möglicherweise radikaler ausfällt, als er es mit seinem hier erstmals explizit eingeführten Konzept und Begriff der „interpretativen Semantik“ geplant hat (Fillmore 1970b, 271):

„Die Sichtweise von semantischer Interpretation, die ich einnehme, ist grob gesagt folgende: Ich glaube, dass es (gegeben die volle grammatische Beschreibung eines Satzes mitsamt den vollständigen semantischen Beschreibungen der Lexeme, die er enthält) möglich sein sollte, die volle semantische Beschreibung des Satzes zu ‚errechnen‘ [compute], einschließlich von Informationen darüber, was sein Äußerer als wahr präsupponieren (unterstellen) muss. [...] Dieses ‚Errechnen‘ wird viele Arten von grammatischen Tatsachen berühren und eine große Zahl von subtilen Eigenschaften lexikalischer Einheiten. Diese Sicht ist repräsentativ für eine interpretative Semantik, allerdings nicht im bisher üblichen Sinn.“

Was er mit einer „vollen semantischen Beschreibung eines Satzes“ meint, wird in einer weiteren, noch folgenschwereren Aussage deutlich (Fillmore 1971d, 277):

„Ich glaube, dass Linguisten eventuell in der Lage sein werden, ein System von Regeln zu konstruieren, mit dessen Mitteln man (gegeben die volle grammatische Struktur eines Satzes) den vollen Set von Präsuppositionen ‚errechnen‘ kann, der erfüllt sein muss für jede aufrichtige Äußerung dieses Satzes.“

Was hier insbesondere ins Auge sticht ist der „volle Set von Präsuppositionen, der erfüllt sein muss“ für das adäquate Verstehen (und ja wohl auch das adäquate Verwenden) eines sprachlichen Ausdrucks (Wortes, Satzes). Eine solche theoretische Aussage und methodische Forderung an die Semantik führt sehr weit fort von den Grenzen traditioneller (lexikalischer oder logisch-satzsemantischer) Semantik und bereitet den Boden für eine radikale epistemische Umdeutung der Semantik. Möglicherweise ist Fillmore zu diesem Zeitpunkt aber gar nicht klar gewesen, wie radikal diese Ausweitung des semantisch relevanten Wissens auf den „vollen Set“ von verstehensrelevantem Wissen (denn nichts anders sind die „Präsuppositionen“, so, wie er sie in seinen Beispielen konzipiert) eigentlich ist.

Allerdings bestätigt er auch in einem späteren Aufsatz das Postulat der „vollständigen“ Beschreibung noch einmal ausdrücklich. Danach gilt für ein „vollständig entwickeltes System der linguistischen Beschreibung“.<sup>94</sup>

---

„Bedeutung“ selbst des Prädikats auf der anderen Seite. Wir können die Präsuppositionen eines Satzes als diejenigen Bedingungen identifizieren, die erfüllt sein müssen, bevor der Satz gebraucht werden kann.“ Fillmore 1971a, 380.

<sup>94</sup> Fillmore 1971 / 1975a 14; „Ich gehe davon aus, dass der Untersuchungsgegenstand der Linguistik, in ihren grammatischen, semantischen und pragmatischen Unter-Abteilungen, den vollen Katalog des Wissens, von dem man sagen kann, dass es die Sprecher einer Sprache über die Struktur der Sätze in ihrer Sprache besitzen, und ihr Wissen über den angemessenen Gebrauch der Sätze einschließt.“ (1)

„Sie muss eine Komponente für die Errechnung [calculating] der vollständigen semantischen und pragmatischen Beschreibung eines Satzes enthalten, gegeben [auf der Grundlage] seine[r] grammatische[n] Struktur und den Informationen, die mit diesen lexikalischen Einheiten assoziiert sind.“

Hier ist es neben der angestrebten „Vollständigkeit“ auch die Redeweise von den „Informationen, die mit diesen lexikalischen Einheiten assoziiert sind“, die zusammengenommen zu einer erheblichen Ausweitung des Spektrums derjenigen epistemischen Tatsachen führt, die für eine semantische Analyse relevant sind (werden können). – Problematisch erscheint in Fillmores Ausführungen die konstante Verwendung von Ausdrücken wie „errechnen“ (compute, calculate) für dasjenige, was eigentlich zu einer Verstehensleistung dazugehört. Es ist problematisch, Verstehen, das ja auch viel mit dem „sich hinein versetzen in einen Sprecher / Schreiber“ zu tun hat, in dieser Weise zu einem quasi-objektivistischen Prozess von Algorithmen zu machen (auch wenn das nur durch die Verwendung solcher Metaphern deutlich wird).

Zu (4) „Bedingungen“ für das adäquate Verstehen bzw. den adäquaten Gebrauch sprachlicher Formen: Mit der Zuweisung einer zentralen Rolle zu dem, was Fillmore zusammenfassend (in etwas abweichender Redeweise weit über den üblichen Zuschnitt dieses Phänomenbereichs hinaus) als „Präsuppositionen“ bezeichnet, und dem Anspruch, dass das als solche bezeichnete verstehensrelevante Wissen „vollständig“, als „voller Set“ beschrieben werden müsse, wenn man von einem sprachlichen Ausdruck (ob Wort oder Satz) eine angemessene semantische Beschreibung geben will, hängen eng seine Bemerkungen über die in einer semantischen Beschreibung zu erschließenden „Bedingungen“ (des angemessenen Gebrauchs oder Verstehens) zusammen.<sup>95</sup> In bewusster Anlehnung an die Redeweise von den „Glücksbedingungen“ in der Sprechakttheorie von Austin und Searle übernimmt Fillmore diesen Gedanken auch für die allgemeine linguistische Semantik: „Insbesondere können wir unsere eigenen Untersuchungen auf die Bedingungen richten, unter denen ein Sprecher einer Sprache implizit weiß, dass der Gebrauch gegebener sprachlicher Formen angemessen ist.“ (Fillmore 1971d, 274.) Allerdings kritisiert er an diesen Philosophen, dass sie diese Bedingungen nicht auf die konkreten sprachlichen Tatsachen (grammatische Tatsachen, Wortwahl usw.) bezogen haben. Von einer linguistisch-semantischen Analyse wäre dies in akribischer Weise zu fordern.<sup>96</sup> Indem Fillmore hier mit einer zuvor nicht vorzufindende Deutlichkeit die *Bedingungen* (des Verstehens und Gebrauchs) in den Mittelpunkt der semantischen Analyse stellt, und diese Forschungsperspektive explizit den traditionellen Fragestellungen in der linguistischen Semantik gegenüber setzt, betritt er einen völlig neuen Weg in der linguistischen Semantik. Die von ihm an dieser Stelle geübte Kritik an dem, was man die „Zeichenvergessenheit“ der Sprechakttheorie (und ähnlicher pragmatischer, aber auch vieler sprachpsychologischer und kognitivistischer) Ansätze nennen kann, ist völlig berechtigt. In diesem Aufsatz findet sich auch die einzige Textstelle, in der sich Fillmore explizit auf die „Gebrauchstheorie der Bedeutung“ bezieht, die allgemein mit dem Philosophen Ludwig Wittgenstein assoziiert wird.<sup>97</sup> Die Ausweitung des semantischen

<sup>95</sup> Fillmore 1971a, 370. Siehe vor allem das Zitat oben in Fußnote 90.

<sup>96</sup> „Eine bedeutsame Tatsache, die typischerweise bei der Aufzählung von Glücksbedingungen eines Satzes durch Philosophen ausgelassen wird, ist, dass die verschiedenen Bedingungen sich separat beziehen auf spezifische Tatsachen der grammatischen Struktur des Satzes.“ Fillmore 1971d, 276.

<sup>97</sup> „Aus den Schriften der Philosophen der normalen Sprache können Linguisten lernen, nicht so sehr über die Bedeutungen von sprachlichen Formen zu reden – wobei ‚Bedeutungen‘ als abstrakte Entitäten einer irgendwie mysteriösen Art betrachtet werden –, sondern über die Regeln des Gebrauchs, von denen wir

Blicks, die hier an den Begriff der „Bedingungen“ (des angemessenen Gebrauchs und Verstehens sprachlicher Einheiten) geknüpft ist, wird also von Fillmore in eine direkte Linie mit solchen später in der pragmatischen Linguistik folgenreichen sprachtheoretischen Konzeptionen gestellt (allerdings ohne dass Fillmore diese Verbindungslinie später noch weiter nachverfolgt hätte). Den Linguisten seiner Zeit wirft er sogar explizit vor, dass sie versäumt haben, die Bedingungen des angemessenen Verstehens in ihren semantischen Theorien und Beschreibungen zu berücksichtigen.<sup>98</sup>

Zu (5) *Verhältnis von sprachlichem und enzyklopädischem Wissen und die Rolle von Kontext und Situation*: Am Beispiel von Bewertungsprädikaten wie *guter Pilot, gutes Messer, guter Lügner, gutes Aussehen, gutes Nahrungsmittel* diskutiert Fillmore konkret die Problematik der Grenzziehung zwischen „sprachlichem“ und „außersprachlichem“ (enzyklopädischem) Wissen. Zum Beispiel wird die korrekte Anwendung eines sprachlichen Ausdrucks wie *gutes Nahrungsmittel* „evaluiert in Bezug auf Eigenschaften, die nicht unmittelbar ableitbar sind aus der Definition von ‚Nahrungsmittel‘“. Es fragt sich also, welche „Sorten“ von Wissen zu den „Bedingungen des angemessenen Gebrauchs und Verstehens“ eines sprachlichen Mittels hinzuzurechnen sind, und welche nicht. Diese Frage ist aber, so sieht Fillmore in voller Klarheit, nur schwer zu beantworten. Allerdings, so schließt er nonchalant, sollte man sich darüber nicht stärker den Kopf zerbrechen als jeder normale Lexikograph und lexikalische Semantiker auch.<sup>99</sup>

Linguisten haben aber, so Fillmore explizit, bislang immer die falschen Fragen gestellt:

„Die geschilderten Schwierigkeiten existieren, weil linguistische Semantiker (wie die Philosophen und Psychologen, deren Werk sie spiegeln) es für relevant gehalten haben, zu fragen ‚Was ist die Bedeutung dieser Form?‘, statt zu fragen ‚Was muss ich wissen, um diese Form angemessen verwenden zu können, und andere Leute zu verstehen, wenn sie sie verwenden?‘ Es ist offensichtlich, dass die falsche Frage gestellt worden ist.“ (Fillmore 1971d, 274)

---

annehmen müssen, dass ein Sprecher einer Sprache sie ‚kennt‘, um seine Fähigkeit, sprachliche Formen angemessen zu gebrauchen, beschreiben zu können. Auch wenn es wahr ist, dass die Gebrauchstheoretiker aus der Philosophie den Linguisten kein Werkzeug geliefert haben, das wir einfach übernehmen und unmittelbar in Gebrauch nehmen können, so glaube ich doch, dass wir Nutzen ziehen können aus einigen Diskussionen der Philosophen über den Sprachgebrauch, wenn wir semantische Theorien in der Linguistik vorschlagen oder prüfen. Insbesondere können wir unsere eigenen Untersuchungen auf die Bedingungen richten, unter denen ein Sprecher einer Sprache implizit weiß, dass der Gebrauch gegebener sprachlicher Formen angemessen ist.“ (Fillmore 1974, 274 – Zur „Gebrauchstheorie der Bedeutung“ im üblichen Sinne siehe Wittgenstein 1971 und (einführend) Busse 1991, 49 ff. oder Busse 2009, 60 ff.

<sup>98</sup> Mit Blick auf Sapir, Katz / Fodor, Bar-Hillel, Chomsky: „In keinem Fall wird Aufmerksamkeit dem gewidmet, wie der Satz gebraucht werden kann, den Bedingungen, unter denen ein Sprecher des Englischen sich dafür entschieden haben könnte, ihn zu benutzen, die Rolle, die der Satz in einer ablaufenden Konversation spielen könnte, usw.“ (Fillmore 1971 / 1975a, 1.

<sup>99</sup> Fillmore 1971a, 383. „Die Frage, die sich ein Lexikograph stellen muss, ist, ob diese Dinge etwas mit dem zu tun haben, was man (als ein Sprecher einer Sprache) über die Wörter in der Sprache weiß, oder mit dem, was man (als Mitglied einer Kultur) weiß über die Objekte, Überzeugungen und Praktiken dieser Kultur.“ – „Das sind ernsthafte Fragen, aber man kann damit so umgehen wie der typische Lexikograph, indem man entscheidet, nicht auf einer strikten Trennung zwischen einem Wörterbuch und einer Enzyklopädie zu bestehen.“ Wie berechtigt dieser Hinweis ist, sieht man, wenn man näher untersucht, welches Wissen in normalen „Bedeutungsbeschreibungen“ in Wörterbüchern gemeinhin ausgebreitet wird. – Wolski 1986, 326 hat zurecht darauf hingewiesen, dass sich die professionellen linguistischen Bedeutungsbeschreiber (Lexikographen) jahrhundertlang fremder Fachkompetenzen (aus Universallexika, Fachbüchern usw.) bedient haben, um die Bedeutungen der „Begriffswörter“ oder Autosemantika qua Beschreibung ihrer Referenzobjekte zu beschreiben, eine bequeme Methode, die bei den Synsemantika nicht mehr möglich ist, was die Linguisten auf ihre Eigenkompetenz zurückwirft.

Die von Fillmore hier in aller scheinbaren Unschuld formulierte neue Zielbestimmung einer verstehentheoretischen oder *interpretativen* Semantik ist in meinen Augen zusammen mit der Rede von den „Bedingungen des angemessenen Verstehens“ *das* zentrale Einfallstor für eine Neuausrichtung der gesamten linguistischen Bedeutungsforschung. Macht man das Tor so weit auf, dann lässt man (in den Gegenstandsbereich der Semantik) möglicherweise Dinge herein, deren man nicht so recht Herr zu werden vermag, und zwar die „große und detailreiche Masse von Hintergrund-Informationen [...], die von den Kommunikationspartnern geteilt werden“ (Fillmore 1973, 279.) Er gibt sich keiner Illusion hin, dass die Linguistik zum gegenwärtigen Zeitpunkt in der Lage wäre, für die Fülle und Diversität des gesamten verstehensrelevanten Wissens einen schlüssigen Ansatz liefern zu können.<sup>100</sup> Deutlich ist ihm aber, dass eine angemessene semantische Analyse in viel stärkerem Maße als bis zu diesem Zeitpunkt „Kontexte“ des Gebrauchs der sprachlichen Zeichen (und grammatischen Strukturen) in den Blick nehmen muss.<sup>101</sup> Für die Problematik der Abgrenzung von „Sprachwissen“ und „Weltwissen“ erzählt Fillmore eine lange Geschichte, die man vollständig kennen muss, um seine Pointe zu verstehen, und die sehr typisch ist für seine – oftmals sehr ironische bis sarkastische – Redeweise.<sup>102</sup> Was er mit dieser Geschichte offen-

<sup>100</sup> „Die Frage, die ein Grammatiker stellen muss, wenn er die verschiedenen Dinge betrachtet, über die ich gesprochen habe, ist: Wie tief fügt sich eine autonome Linguistik (wenn es so etwas gibt) in dieses Bild ein? Ich habe keine Hoffnung, diese Frage beantworten zu können, weil ich, obwohl ich es gerne hätte, wenn es eine spezielle Aufgabe gäbe, die nur Linguisten ausführen können, mir überhaupt nicht sicher darüber bin, was dies sein könnte oder ob es interessant wäre.“ Fillmore 1973, 282.

<sup>101</sup> „Tatsächlich muss man in die grammatische Analyse Kontexte einbeziehen, die größer sind als Sätze, wie auch zahlreiche Tatsachen über den Prozess der Kommunikation, die Funktionen sprachlicher Handlungen [performances] und die sozialen Situationen [occasions] und Textsorten [literary forms] in denen gegebene Sätze gegebene Funktionen haben können.“ Fillmore 1973, 274. – Auch der Begriff „Situation“ wird, neben „Kontext“ in dieser Zeit in Fillmores Denkwelt eingeführt: „Wie ich [...] zu zeigen versucht habe, kann ein Satz häufig nur dann vollständig interpretiert werden, wenn wir etwas über die Situation wissen, in der er gebraucht wurde; in vielen Fällen setzt dann das Verstehen eines Satzes ein Wissen über die Klasse von Situationen voraus, in denen er angemessenerweise geäußert werden kann, und ein Wissen über die Wirkung, von der erwartet werden kann, dass er sie in dieser Situation hat.“ Fillmore 1971 / 1975a, 16. Allerdings verwendet er hier mit „Situation“ eine Art „Dummy“-Wort; es ist Türöffner für vieles [Wissen], von dem Fillmore (wegen der Verwendung dieses Dummys) offenbar gar nicht ahnt, wie weit seine Berücksichtigung von dem wegführt, was er für eine im engeren Sinne linguistische (im Gegensatz zu einer allgemein kognitivistischen) Analyse hält. – Die Auswirkung dieses Dummy auf die implizite Weiterentwicklung der Theorie wird noch durch den Zusatz „Klasse von Situationen“ verstärkt. Eine solche kann man sich am besten als (prototypikalisch strukturierte / gewichtete) Frame-Struktur vorstellen; und zwar eine Frame-Struktur, die möglicherweise deutlich über das hinausgeht, was Fillmore anderenorts noch als „linguistisches“ Wissen zuzugestehen bereit ist.

<sup>102</sup> „Das zentrale theoretische Problem ist meines Erachtens dasjenige, festzulegen, wie man die Fähigkeit einer Person, seine Sprache zu kennen [erlernen?; *know*], erfassen kann. Ich finde es hilfreich, die gesamte [umfassende] Theorie sprachlicher Fähigkeiten als eine sehr spezialisierte Form von Inkarnations-Theorie aufzufassen. – Angenommen, dass einer der unteren Götter die Grenze überschreiten möchte, sie als ein Mitglied der menschlichen Gemeinschaft passieren möchte. Er hat das übliche göttliche Sensorium, durch das er in der Lage ist, in einem Moment den gesamten Raum und die gesamte Zeit wahrzunehmen, und in der Lage ist, jede Form anzunehmen oder jede existierende Kreatur zu besetzen und zu kontrollieren, aber ihm muss gesagt werden, wie er reden muss und welche Beschränkungen er seiner unbegrenzten Allmacht [seinem unbegrenzten Potenzial] auferlegen muss, um seine göttliche Herkunft nicht zu verraten. – Er muss die lokale Grammatik erwerben, oder vielleicht mehr als eine lokale Grammatik, und einen großen Teil des Lexikons dieser Sprache oder dieser Sprachen. – Er muss sich selbst identifizieren als ein Mitglied der Gemeinschaft hinsichtlich des Alters, Geschlechts, der Familien-Position, des sozialen Status, des Bildungshintergrunds, des Berufs, der geographischen Herkunft

bar nahe legen will (?) ist die Pointe, dass im verstehensrelevanten Wissen offenbar so Verschiedenartiges und Komplexes zusammenkommt, dass es am Ende kaum möglich sein dürfte, genau zu bestimmen, welche Bestandteile dieses Wissens auf „spezifisch linguistische“ Theorien und Erkenntnisse zurückgehen, und in welche Wissen anderer Sorten (Alltagswissen, Wissen aus anderen wissenschaftlichen Disziplinen) eingeflossen ist.<sup>103</sup>

## 2.4 Die „scenes-and-frames“-Semantik: Eine linguistische „Schema“-Theorie

Fillmore zeigt sich an der Schwelle zur „Frame-Semantik“ als ein außergewöhnlich skrupulöser Semantiker (und Grammatiker), dem die Grenzen traditioneller linguistischer Theorien (sowohl in der Grammatik als auch in der – lexikalischen – Semantik) nur allzu bewusst sind. Er hat an zahllosen Beispielen (weit intensiver und ausführlicher, als es in einer solchen Einführung nachvollzogen werden kann) präzise nachgewiesen, an wie vielen Stellen und in wie vielen verschiedenen Formen in der Funktionsweise sprachlicher Mittel (vor allem: Wörter und Sätze) Aspekte oder Dimensionen des menschlichen Wissens wirksam werden, die bis dahin nie (oder kaum je) auf dem Radarschirm von Linguisten aufgetaucht sind. Statt von den sprachlichen „Formen“, geht er von den Verwendungen sprachlicher Mittel in Kontexten und Situationen aus. Statt fälschlich nach statischen „lexikalischen Bedeutungen“ fragt er nach den „Bedingungen des angemessenen Verstehens und Gebrauchs sprachlicher Mittel“. Statt einer verkürzten „lexikographischen (Bedeutungs)-Definition“ verlangt er die „vollständige“ Erfassung des „vollen Sets“ von Bedingungen des adäquaten Verstehens. Statt dem kommunikationstheoretisch gesehen falschen Ideal der

---

usw.; – und er muss sich selbst ausstatten mit einem ziemlich kohärenten Set von Meinungen über die Welt und einem Set von affektiven Präferenzen, zusammen mit einer Strategie dafür, diese zu ändern, obwohl Letzteres nicht notwendig ist für einen Erwachsenen. – Er muss in der Lage sein, bei seinen Kommunikationspartnern festzustellen, ob sie Leute sind, die er kennen sollte, wie seine Biografie sich mit ihren überschneidet, und ob und wie sie zu ihm in Beziehung stehen, usw. – Er muss in der Lage sein wahrzunehmen, in welchen Arten von sozialen Situationen er sich befindet oder in welche Arten sozialer Settings seine eigene Handlung eingebettet wurde. – Er muss wissen, welche sprachlichen Konventionen und Routinen die Konversation in diesen Situationen regieren, welche Beiträge mit jedem seiner Konversationsbeiträge zu leisten von ihm und seinen Gesprächspartnern erwartet wird, wann er überhaupt angemessener Weise sprechen kann (darf, sollte), und wann er schweigen sollte. – Und er muss ganz offensichtlich wissen, wie er seine Rede[weise] von Zeit zu Zeit variieren soll und wie vergangene Entscheidungen darüber, seine Redeweise in einer bestimmten Hinsicht zu variieren, es erforderlich machen könnten, seine Redeweise in einem anderen Aspekt öfter oder weniger oft so zu variieren, dass bestimmte Proportionen richtig sichtbar werden.“ – „Dies ist ein enormes Unterfangen – obwohl ich noch gar nichts gesagt habe darüber, was man alles darüber wissen muss, wie Menschen die Welt wahrnehmen, um die Semantik des Systems erwerben zu können –, aber es scheint alles Teil der Aufgabe zu sein. – Mein Vorschlag für die Bestimmung der Grenze zwischen der Linguistik und anderen Disziplinen, die mit der Kontrolle eines Sprechers über seinen Sprachgebrauch verbunden sind, ist es, eine Gebrauchsanweisung zu schreiben für einen Emigranten der erwähnten Sorte, für dieses Projekt ein großes und fähiges Forscher-Team mit Forschern aus einer großen Zahl von akademischen Disziplinen zu bilden, und empirisch herauszufinden (festzulegen), welche Aufgaben der Linguist ausführen kann ohne jede Hilfe von den anderen.“ Fillmore 1973, 284.

<sup>103</sup> Vielleicht ist es diese enorme und abschreckende Aufgabe, die Fillmore davon abgehalten hat, die Frage der Form und Struktur des verstehensrelevanten (für das Funktionieren von Sprache relevanten) Wissens jemals gesondert und gezielt zu verfolgen. Man hat den Eindruck eines Forschers, der die Büchse der Pandora einmal aufgemacht, und nach einem Blick hinein ganz schnell wieder verschlossen hat ...

„ausgedrückten“ sprachlichen Inhalte nachzujagen, erkennt er an, dass vieles in der Sprache implizit vermittelt wird, über „Präsuppositionen“, was für ihn (damals) nichts anderes als eine allgemeine Chiffre für das im Verstehen zu erschließende oder vorauszusetzende, in den „lexikalischen“ Bedeutungen der sprachlichen Mitteln nicht explizit nachweisbare verstehensrelevante Wissen ist.

Nachdem Fillmore in den vorangegangenen Schriften wichtige Grundlagen seiner sich allmählich entwickelnden Konzeption gelegt hat, wendet er sich nunmehr zunehmend der Ausformulierung seines eigenen semantischen Modells zu, das in der „Frame-Semantik“ (1982-86) einen vorläufigen Abschluss erfährt, zuvor aber noch verschiedene Metamorphosen durchlaufen hat. Die bisher gelegten Grundlagen bezogen sich auf den Gedanken, dass in sprachlichen Ausdrücken semantisch häufig viel mehr „enthalten“ ist als nach den traditionellen Theorien zur Wortbedeutung oder Satzbedeutung gerechnet wurde (Phase der „entailment rules“); auf die wichtige Funktion von „semantischen Rollen“ (Argumentrollen) und „Kasusrahmen“ (bzw. Argumentstrukturen), wobei es für Fillmore auch hier sehr wichtig ist, dass die Zahl und Art der zu einem „Kasusrahmen“ gehörigen semantischen Rollen deutlich über die Anzahl der syntaktischen Komplemente eines Prädikats hinausgehen kann; schließlich die wichtige Rolle von „Präsuppositionen“ jeglicher Art, deren Reflexion Fillmore zu der Forderung veranlasst, die „Bedingungen der adäquaten Verwendung“ sprachlicher Einheiten (seien es Wörter, Sätze oder Satzteile) möglichst „vollständig“ zu erfassen; dies alles mündet in das Konzept einer auf die Erklärung der Möglichkeit des Verstehens gerichteten Semantik (von Fillmore in dieser Phase noch „interpretative Semantik“ genannt), die man auch als eine „reiche“ Semantik bezeichnen könnte, die ohne die Scheuklappen der traditionellen Grammatik und lexikalischen Semantik das verstehensrelevante Wissen in seiner Gesamtheit zu berücksichtigen trachtet.

Da Fillmores semantische Reflexion praktisch niemals „zum Stillstand kommt“, ist auch die sich jetzt anschließende Phase der „scenes-and-frames-Semantik“ nur ein Übergangsstadium, an das sich wiederum Revisionen wichtiger Aspekte des Modells sowie Erweiterungen anschließen. In dieser Phase werden aber wichtige Grundbegriffe und Aspekte des Frame-Modells eingeführt, die auch heute noch ihre Gültigkeit haben. Dies gilt insbesondere für die nunmehr explizite Einführung des Begriffs „Frame“ (der ja zuvor nur in der sehr spezifischen Form des „Kasus-Rahmens“ behandelt worden war) und die Bestimmung der Frames als Prototypen-Strukturen. Mit der dazu parallelen Einführung (bzw. Hervorhebung) des Begriffs „Szene“ führt Fillmore zunächst eine Doppelstruktur ein, in der sich Elemente realweltlicher „Szenen“ (als Teile des enzyklopädischen Wissens oder Weltwissens) auf Elemente sprachlicher „Frames“ / „Rahmen“ (als Teile des „sprachlichen Wissens“ oder „semantischen Wissens im engeren Sinn“) beziehen lassen, wobei er sich bei der Konzeption der „Szenen“ stark am damals geläufigen Begriff des „Schemas“ aus der allgemeinen Gedächtnistheorie und Kognitionspsychologie orientiert. Aufgrund der überraschend intensiven Benutzung des „Schema“-Begriffs zu dieser Zeit könnte man den Beginn dieser Phase der Theorieentwicklung statt „scenes-and-frames-Semantik“, wie sie nach dem Titel eines Aufsatzes von Fillmore allgemein genannt wird, auch als „schematheoretische Phase“ des Fillmore'schen Frame-Modells bezeichnen. (Allerdings findet schon ein Jahr später im titelgebenden Aufsatz der Schema-Begriff nur noch wenig Verwendung; gleichwohl ist er für das Verständnis von Fillmores Denkweg auch weiterhin wichtig.) Gegenwärtig steht jedoch (zumindest in Fillmores eigenem Verständnis) der Begriff der „Szene“ im Mittelpunkt seiner Argumentation. Dies wird deutlich an seiner klaren Neubestimmung

der Aufgaben einer linguistischen Semantik: „Die Erforschung der Semantik ist die Erforschung der kognitiven Szenen, die durch Äußerungen hervorgebracht oder aktiviert werden.“ (Fillmore 1977a, 73) Und dies kulminiert in dem von Fillmore selbst so genannten „Slogan“ dieser Phase: „Bedeutungen sind relativ zu Szenen.“ (Fillmore 1977a, 60)

#### 2.4.1 „Frames“, „Szenen“, „Schemata“

Dass Fillmore für die Weiterentwicklung seiner semantischen Theorie mehr und mehr den Begriff „Frame“ / „Rahmen“ ins Zentrum stellt (und zwar nicht mehr in der spezifischen und gebundenen Form der Kasus-Rahmen, sondern als allgemeinen semantischen Grundbegriff), gibt er zu Beginn deutlich als Zugeständnis an den Zeitgeist zu erkennen,<sup>104</sup> der durchaus kognitivistisch orientiert ist.<sup>105</sup> Damit ist jedoch keineswegs verbunden, dass er selbst nun schon eine deutlich „kognitive“ Perspektive auf Fragestellungen der linguistischen Semantik einnehmen will.<sup>106</sup> Überraschend ist, wie deutlich Fillmore den Begriff „Frame“ hier mit dem Begriff „Prototyp“ verbindet. Die Tatsache, dass er beide Begriffe gleichzeitig einführt, weist darauf hin, dass für ihn Frames stets prototypikalische Strukturen sind, der Begriff „Frame“ vom Begriff „prototypikalische Struktur des Wissens“ praktisch nicht getrennt werden kann:

„Die Rahmen-Idee ist folgende. Es gibt bestimmte Schemata oder Rahmen(werke) von Begriffen [concepts] oder Termini [terms] die sich zu einem System verbinden, die einen bestimmten Aspekt der menschlichen Erfahrung Struktur und Kohärenz geben [impose], und die Elemente enthalten können, die gleichzeitig Teile anderer solcher Rahmenwerke sind.“ – „Diese beiden Begriffe [„Prototyp“ + „Rahmen“] können, gemeinsam benutzt, eine neue Sichtweise für eine Reihe von Fragen der linguistischen Semantik vermitteln.“ – „Eine Weise, beide Begriffe miteinander zu verbinden, ist die Hypothese, dass in manchen Fällen der Bereich der Erfahrung, dem ein sprachlicher Rahmen eine Ordnung gibt, ein Prototyp ist.“<sup>107</sup>

Nach dieser ersten Definition gilt Folgendes: Frames sind Strukturen von „Begriffen / Konzepten“; sie sind Schemata; sie sind (*als* diese Schemata / Strukturen / Frames) prototypikalisch; sie sind Gliederungen / Strukturierungen der menschlichen Erfahrung (man könnte

<sup>104</sup> „Es liegen zurzeit zwei Ideen in der Luft, deren Zeit gekommen zu sein scheint: Prototyp und Rahmen / Frame. Ich betrachte hier ihre Relevanz für die semantische Theorie.“ Fillmore 1975b, 123. – Er macht an dieser Stelle auch deutlich, dass der Rahmenbegriff letztlich auf das „Schema“-Konzept in der Gedächtnistheorie von Bartlett 1932 zurückgeht.

<sup>105</sup> „Ich erinnere mich einfach nicht, welche dieser [gedanklichen] Entwicklungen [hin zur Frame-Theorie] unabhängig in meinem eigenen Denken stattgefunden haben, welche aus Anregungen von der KI-Forschung resultierten.“ Fillmore 1976b, 5.

<sup>106</sup> „Ich muss deutlich machen [...] dass ich keine theoretischen Ambitionen habe, die mir ein persönliches Interesse am schließlichen Erfolg oder Misserfolg des KI-Unternehmens geben.“ – Seine Beziehung zur KI-Forschung kommt „von der Wertschätzung für einige Metaphern, die ich aus einer kleinen Zahl dortiger Arbeiten ausleihen konnte“ [er nennt: Frame, Skript, Szenario, *template* / Schablone] „und von der Tatsache, dass ich im allgemeinen ein anteilnehmenderes Zuhören zu Ideen der Art, über die ich sprechen werde, von Leuten in der KI-Forschung erhalten habe, als von meinen eigenen Grammatik-Kollegen.“ Er sähe momentan in der Sprachtheorie keine adäquate Möglichkeit, das mit formalen Mitteln darzustellen, worum es ihm gehe, „und ich bin nicht zufrieden mit der Antwort, dass solche Fragen aus diesem Grund außerhalb des Arbeitsbereichs [scope] der Linguistik selbst [der eigentlichen Linguistik; *linguistics proper*] lägen.“ Fillmore 1976b, 5 – Im Grunde bedauert Fillmore also zutiefst, dass er mit seinen semantischen Ideen eher bei Kognitivisten Gehör findet als bei Linguisten.

<sup>107</sup> Fillmore 1975b, 123.

auch sagen: des Weltwissens); und sie sind in der Weise miteinander vernetzt, dass Elemente des einen Frames (Schemas) auch als Elemente in anderen Frames (Schemata) enthalten sein können.

Dieser ersten Definition bzw. Einführung des Frame-Begriffs als semantischen Grundbegriffs stellt Fillmore sogleich (in dieser Phase) den Begriff der „Szene“ zur Seite. *Szenen* und *Rahmen* beziehen sich jeweils aufeinander, bilden eine Art Doppelstruktur (oder Beziehungsstruktur, Relationsgefüge), gehören aber jeweils verschiedenen Sphären an:

„Ich möchte sagen, dass Leute bestimmte Szenen mit bestimmten sprachlichen Rahmen assoziieren. Ich benutze das Wort ‚Szene‘ in einem maximal allgemeinen Sinn, einschließlich nicht nur visuelle Szenen, sondern auch vertraute Arten von interpersonaler Transaktionen, Standard-Szenarios, die durch die Kultur definiert sind, handlungs-bezogene Erfahrung, Körper-Bilder, und ganz allgemein jede Form von kohärenten Segmenten menschlicher Kenntnisse / Annahmen [beliefs], Handlungen, Erfahrungen oder Vorstellungen [imaginings].“<sup>108</sup>

Während der Begriff „Szene“ also für die allgemeinen Strukturen des menschlichen Wissens (der menschlichen Erfahrung<sup>109</sup>) stehen soll, also für rein kognitive / epistemische Strukturen, stellt sich Fillmore unter „Rahmen“ jetzt die sprachliche Entsprechung dieser allgemeinen kognitiven Strukturen vor. Für sie gibt er (in dieser Phase seines Denkwegs) folgende Definition:

„Ich benutze das Wort ‚Rahmen‘ für jedes System sprachlicher Wahlen – der einfachste Fall sind Sammlungen von Wörtern, eingeschlossen sind aber auch Wahlen grammatischer Regeln oder sprachlicher Kategorien – das assoziiert werden kann mit prototypischen Fällen [instances] von Szenen.“<sup>110</sup>

Fillmore möchte also deutlich unterscheiden zwischen dem „sprachlichen“ Teil des verstehensrelevanten Wissens („Frames“) und dem nicht-sprachlichen Teil des Wissens (dem allgemeinen Erfahrungswissen, Weltwissen, das sich in „Szenen“ organisiert. Beide „Ebenen“ der Strukturierung des verstehensrelevanten Wissens sind eng aufeinander verwiesen, können sich in den kognitiven Prozessen, die beim Verstehen wirksam werden, „wechselseitig aktivieren“:<sup>111</sup>

„In kognitivistischer Redeweise (auch auf die Gefahr hin, dass dies für extrem naive Psychologie gehalten wird) möchte ich sagen, dass sich Rahmen und Szenen im Kopf einer Person, die die Assoziationen zwischen ihnen gelernt hat, wechselseitig aktivieren; und dass Rahmen im Gedächtnis mit anderen Rahmen assoziiert sind vermittelt durch sprachlichen Materials, dass sie teilen, und dass Szenen mit an-

<sup>108</sup> Fillmore 1975b, 124. (Diese Definition von „Szene“ ist fast wortidentisch wiederholt in Fillmore 1977b, 63, mit dem interessanten Zusatz „ein Wort, mit dem ich nicht völlig glücklich bin“.)

<sup>109</sup> Es ist interessant, dass der Terminus „Erfahrung“ in Fillmores Arbeiten sehr viel häufiger auftaucht (und geradezu im Zentrum steht) als der Begriff „Wissen“, der bei ihm eher selten explizit gebraucht wird. (Vgl. auch Fillmore 1976a, 20: „Ich meine mit ‚Framing‘ die Berufung auf strukturierte Arten, Erfahrung zu interpretieren, im Wahrnehmen, Erkennen und Kommunizieren.“) – Da der Unterschied zwischen „Wissen“ und „Erfahrung“ darin liegt, dass letzterer Terminus stärker das prozessuale, lebensgeschichtliche Moment betont, liegt auch in dieser Perspektivierung eine implizite theoretische Aussage. Dies zeigt auch die prominente Rolle, die Fillmore in dieser Phase seines Denkweges dem Begriff „Geschichte(n)“ gibt. (Vgl. Fillmore 1976b, 13; 1977b, 72). – Siehe zur Rolle des Begriffs „Erfahrung“ in Fillmores Modell unten Seite 75 ff.

<sup>110</sup> Fillmore 1975b, 124. (Diese Definition von „Frame“ ist fast wortidentisch wiederholt in Fillmore 1977b, 63).

<sup>111</sup> Fillmore 1975b, 124. Auch dazu gibt es eine Parallel-Stelle in Fillmore 1977b, 63, wo er noch hinzufügt: „Ich gehe davon aus, dass Szenen und Rahmen wechselseitig abrufbar sind, was heißen soll, dass eine Szene den mit ihr verbundenen Rahmen aktivieren kann und ein Rahmen die mit ihm verbundene Szene aktivieren kann.“

deren Szenen assoziiert sind mittels der Gleichheit oder Ähnlichkeit der Entitäten oder Relationen oder Substanzen in ihnen, oder ihres Auftretens-Kontextes.“

Es wird deutlich; Frames (Rahmen) sind verknüpft über Wörter; Frames sind epistemisch verankert („im Kopf“); dennoch sind sie sehr eng gefasst als „System sprachlicher Wahlen“; alles Epistemische wird damit im Grunde auf den „Szene“-Begriff verlagert.

„Frames“, „Szenen“, „Schemata“ sind in dieser Phase des Fillmoreschen Denkens eng miteinander verbunden, und es ist nicht immer leicht, nachzuvollziehen, worin er eigentlich genau ihren Unterschied gesehen hat (zumal er im voll-entwickelten Frame-Modell auf diese Fein-Differenzierungen nicht mehr zurückkommt).<sup>112</sup> Im Grunde scheinen diese drei Begriffe (oder Aspekte) des verstehensrelevanten Wissens über ein subkutanen Schema-Konzept zusammenzuhängen. Die Wechselwirkung der drei Aspekte beschreibt er so:

„Der Interpret muss in der Lage sein, eine Szene oder Folge von Szenen zu konstruieren, die den Text trifft<sup>1</sup>, den er verarbeitet. Er kann dies, indem er Zugang zu einer enormen Zahl kognitiver Schemata hat und indem er weiß, welche Wörter und Morpheme (wenn überhaupt welche) mit jedem dieser Schemata verknüpft sind.<sup>2</sup> Man kann, mit der Ausdrucksweise von anderen, sagen, dass Wörter und Morpheme die verbundenen Schemata im Geist<sup>3</sup> des Interpreten „aktivieren“. Ich beziehe mich auf dieses assoziierte / verbundene sprachliche Wissen und seine Organisation als auf einen sprachlichen Rahmen<sup>4</sup>, eine Sammlung von sprachlichen Formen oder Prozessen, die auf präzise Weise mit spezifischen kognitiven Schemata verbunden sind<sup>5</sup>, und die auf diese bestimmte Perspektiven anwenden können<sup>6</sup>.“<sup>113</sup>

Schemata, so kann man diese Ausführungen deuten, sind für Fillmore kognitive (geistige, mentale, epistemische) Strukturen des Wissens. Sie sind also Entitäten des Gedächtnisses, der Ordnung und kognitiven / epistemischen Organisation von Erfahrungen,<sup>114</sup> und damit der Kategorisierung im Vollzug von Erkenntnisakten.<sup>115</sup> Sie organisieren die „Bedingun-

<sup>112</sup> Das ständige Schwanken in seinem eigenen Gebrauch dieser Termini gibt Fillmore durchaus selbst zu: „In einer großen Zahl von Gesprächen, die ich mit anderen Forschern hatte, die Begriffe benutzen wie Rahmen, Schema, Szene und Prototyp – kognitiven Psychologen, Philosophen, Linguisten und Computer-Wissenschaftlern – war ich beeindruckt erstens von der Variationsvielfalt von Konzeptualisierungen, die diesen Begriffen zugrunde liegen, und zweitens von der Tatsache subtiler Änderungen in meinem eigenen Gebrauch dieser Termini als ein Resultat dieser Gespräche. [...] Die Möglichkeit, missverstanden zu werden, ist daher immer gegeben.“ Fillmore 1977c, 136. – So bemerkenswert diese Selbsteinsicht ist, es bleibt doch unklar, was Fillmore mit diesen Bemerkungen eigentlich sagen will. Einerseits lehnt er sich an andere Theorien an, andererseits betont er die Unterschiede und die Gefahr, missverstanden zu werden. Diese scheint tatsächlich gegeben, aber vielleicht weniger wegen der subtilen Veränderungen in seinem eigenen Gebrauch dieser Begriffe, als vielmehr in seinem ständigen Schwanken und der Unklarheit darüber, in welche Richtung er mit seinem Modell eigentlich gehen will. Dies, und weniger gewisse terminologisch Unschärfen ist sein eigentliches Problem!

<sup>113</sup> Fillmore 1976b, 13 (Erläuterungen zur Übersetzung: <sup>1</sup>auf den Text passt; matching; <sup>2</sup>are associated; <sup>3</sup>mind; <sup>4</sup>linguistic frame; <sup>5</sup>are related to; <sup>6</sup>might impose) – Vgl. auch Fillmore 1976b, 12: „Ich gebrauche die Begriffe ‚Szene‘, ‚Schema‘ und ‚Frame‘ als die begrifflichen Basis-Werkzeuge in dem Argumentationsgang, über den ich gerade sprechen will. Die Beziehungen zwischen diesen Begriffen können entweder vom Blickwinkel des Text-Erzeugers oder dem des Interpreten präsentiert werden. Ich werde nachfolgend die Interpreten-Perspektive einnehmen.“

<sup>114</sup> „Menschen haben in ihrem Gedächtnis ein Repertoire von Schemata für die Strukturierung, Klassifizierung und Interpretation von Erfahrungen; und sie haben verschiedene Weisen des Zugangs zu diesen Schemata und verschiedene Prozeduren, um Operationen über diesen Schemata auszuführen. Manche dieser Schemata können physiologisch verankert sein (z.B. Körper-Form-Schemata; zentrale Teile des Farb-Spektrums), andere verdanken ihre Existenz beobachteten konstanten Ursache-Wirkungs-Beziehungen in der Welt, während die Existenz von noch anderem von Symbolisierung abhängen kann.“ Fillmore 1976a, 25.

<sup>115</sup> „Als menschliche Wesen können wir eine Erfahrung interpretieren, wenn wir erfolgreich eine Art von konzeptuellem Schema auf sie zuschreiben können, das heißt wenn wir die Erfahrung als Instanz eines

gen“ des Verstehens.<sup>116</sup> Frames sind Strukturen des spezifisch sprachbezogenen Wissens, die aber (und hier wird es unübersichtlich) wiederum allgemeines Schema-Wissen integrieren und organisieren.<sup>117</sup> Die starke Betonung der „Schemata“ in dieser Phase wirft natürlich verschärft die Frage nach dem Verhältnis von kognitiven (epistemischen) Strukturen und sprachlichen Tatsachen auf, doch ist dies für Fillmore eher eine Scheinfrage als ein echtes Problem:

„Die Interpretation [solcher Ausdrücke wie *kaufen*, *verkaufen* usw.] erfordert gleichzeitig ein allgemeines Verständnis des zu Grunde liegenden kognitiven Schemas und spezielles Wissen über ihre Rollen als lexikalische Einheiten in unserer Sprache. [...] Es fällt mir schwer, Sinn in der Forderung zu finden, dass der eine Teil hiervon etwas mit den Bedeutungen von Wörtern und der Rest mit etwas rein Kognitivem zu tun hat. In vielen Fällen macht es keinen Sinn, die Frage ‚Was bedeutet dieses Wort?‘ als getrennt von Fragen anzusehen darüber, wie Leute dieses Wort gebrauchen, was die Kontexte charakterisiert, in denen das Wort gelernt wurde, und in denen es seine Funktionen erfüllt und dergleichen. Ich befasse mich nicht oft mit der Frage, wie eine Grenze zwischen dem, was rein semantisch, und dem, was rein kognitiv ist, gezogen werden kann.“ (Fillmore 1977d, 99.)

Fillmore lehnt hier mit einer Radikalität, die er später wieder zurücknimmt, jeden Versuch einer scharfen Grenzziehung zwischen „Sprache“ und „Wissen“ ab.

Der Begriff „Szene“ wird (wie wir gesehen haben<sup>118</sup>) stärker auf einen spezifischen Text bezogen (Text als „Folge von Szenen“).<sup>119</sup> Im Grunde handelt es sich aber ebenfalls um bestimmte Strukturen des Wissens. Es hat den Anschein, als habe Fillmore am Ende dieser Phase seiner Theorieentwicklung den Begriff „Schema“ zurückgedrängt zugunsten des Terminus „Szene“:

„Ich habe ausgeführt, dass wir für die semantische Theorie einen Begriff wie ‚Szenen‘ benötigen, dass Szenen teilweise beschrieben werden können *in terms* der sprachlichen Rahmen, mit denen sie assoziiert sind; und dass Szenen und Rahmen darüber hinaus, dass sie kognitiv miteinander verknüpft sind, in

---

Schemas lokalisieren können.“ Fillmore 1977c, 128. – Die Verwendung des Ausdrucks „lokalisieren“ ist hier sehr wichtig, da sie darauf hindeutet, dass jede Erfahrung dadurch kategorisiert wird (und damit im Gedächtnis speicherbar und langfristig zugänglich gemacht wird), dass sie in einem System von Rahmen (der Architektur des Wissens) eingeordnet, d.h. mit einem festen „Ort“ versehen wird.

<sup>116</sup> „Man kann sich ein Schema, so wie es hier definiert ist, als einen Standard-Set von Bedingungen oder als ein begriffliches Rahmenwerk vorstellen, das ideale oder prototypische Instanzen einer Kategorie charakterisiert.“ Fillmore 1977c, 127. – In Fillmore 1977d, 101 differenziert er zwischen zwei verschiedenen Ebenen von Schemata, nämlich (1) allgemeinen Schemata („eine Repräsentation einer allgemeinen Schematisierung eines Ereignistyps“) und (2) Satzfunktions-bezogene Schemata („eine Schematisierung, die enger angepasst ist [fitted for] an die kommunikative Funktion eines Satzes [clause]“) und installiert gleichzeitig so etwas wie eine Ebenen-Hierarchie von Schemata.

<sup>117</sup> „Der Begriff ‚Frame‘ hängt nicht von Sprache ab, aber angewandt auf sprachliche Prozesse figuriert er folgendermaßen: spezifische Wörter oder Rede-Formulierungen, oder spezifische grammatische Wahlen, sind im Gedächtnis mit spezifischen Frames verbunden; und zwar auf die Weise, dass eine Konfrontation mit einer sprachlichen Form in einem geeigneten Kontext im Geiste des Wahrnehmenden den spezifischen Frame aktiviert – wobei die Aktivierung des Frames wiederum den Zugang zu anderem sprachlichen Material, das mit demselben Frame verbunden / assoziiert ist, verbessert / verstärkt [enhancing].“ Fillmore 1976a, 25.

<sup>118</sup> Siehe vorletztes Zitat (Fillmore 1976b, 13) auf Seite 57 zu Fußnote 113.

<sup>119</sup> Vgl. auch Fillmore 1977b, 75: „Die von einem Sprecher explizit gemachten sprachlichen Wahlen [besser: die explizit verwendeten sprachlichen Mittel, D.B.] aktivieren bestimmte Szenen im Repertoire von Szenen des Interpretieren, und indem die sprachlichen Daten fortlaufend produziert und prozessiert werden, werden diese Szenen verknüpft mit größeren Szenen, ihre „Leerstellen“ werden ausgefüllt und Perspektiven in ihnen werden eingenommen.“ Und Fillmore 1976 b: „Der Punkt an diesem Beispiel ist, dass man manchmal für das Verstehen eines Satzes nicht nur eine bestimmte Szene im Kopf haben muss, sondern in der Lage sein muss, diese Szene zu lokalisieren als ein Stadium in einer Geschichte.“

ähnlicher Weise mit anderen Szenen oder anderen Rahmen verknüpft sind, und zwar in der Weise, dass sie in ihrer Gesamtheit die wahrgenommene und imaginierte Welt erfassen und das gesamte Rahmenwerk sprachlicher Kategorien zum Sprechen über imaginierbare Welten.“<sup>120</sup>

Noch ein Jahr zuvor taucht allerdings der Begriff der „Szene“, der dieser Phase der Fillmore’schen Frame-Theorie ihren Namen gegeben hat, in einer Liste der „zentralen Begriffe für meinen Ansatz“ gar nicht auf. Neben „Kontext“, „Prototyp oder paradigmatischer Fall“, „Rahmen oder Schema“ und „semantisches Gedächtnis“ fehlt er dort völlig (Fillmore 1976a, 23). Für die Beschreibung der „Szenen“ selbst sind laut Fillmore folgende Begriffe zentral: *Szene, Prototyp, Perspektive, Aktivierung*.<sup>121</sup> Die Prominenz des Begriffs *Szene* in dieser Phase seines Denkweges ist sicher auch auf den Umstand zurückzuführen, dass er so gut zu den valenztheoretischen Wurzeln des Frame-Gedankens in der Fillmore’schen Ausprägung passt.<sup>122</sup> Der Begriff „Szene“ steht damit für den rein semantischen Aspekt von „Valenzrahmen“. „Valenz“ wird hier letztlich semantisch-kognitiv (bzw. epistemologisch) umgedeutet und in die Form des „Scenes-and-frames-Modells“ gegossen. Auch wenn Fillmore bis zuletzt – auch noch nach dem Verzicht auf die Annahme einer strikten Doppelstruktur von „Szenen“ und „Frames“ – am Begriff der „Szene“ festhält, wird aus dem Zusammenhang verschiedener Textstellen in verschiedenen Aufsätzen dieser Zeit bereits früh klar, dass der Begriff des „Rahmens“ (trotz der zeitweiligen Prominenz der sich offenbar ablösenden Begriffe „Schema“ und „Szene“ in seinen Formulierungen) das Zentrum des Gedankengebäudes ist, auf den die terminologische Entwicklung zulaufen wird.<sup>123</sup> Fillmore versucht schließlich (trotz aller zugestandenen eigenen Unsicherheiten in Gebrauch und Begrenzung dieser Termini) doch, etwas Ordnung zu schaffen, und definiert seine Grundbegriffe am Ende dieser Phase folgendermaßen:

- „Wir können ‚Szene‘ benutzen, um uns auf Real-Welt-Erfahrungen / Erkenntnisse, auf Handlungen, Objekte, Wahrnehmungen und persönliche Erinnerungen an diese zu beziehen.“
- „Wir können ‚Schema‘ benutzen, um uns auf eines der konzeptuellen Schemata der Rahmen-Werke zu beziehen, die miteinander in der Kategorisierung von Handlungen, Institutionen und Objekten verbunden sind. [Beispiel Kauf-Ereignis], ebenso wie auf irgendeines der verschiedenen Repertoires von Kategorien, die man in Kontrast-Sets, prototypischen Objekten usw. findet.“
- „Wir können ‚Rahmen‘ benutzen, um uns auf die spezifischen lexiko-grammatischen Vorrichtungen [provisions] in einer gegebenen Sprache zu beziehen, mit denen man die Kategorien und Relationen benennt und beschreibt, die in den Schemata gefunden werden.“

<sup>120</sup> Fillmore 1977b, 72.

<sup>121</sup> Fillmore 1977c, 86.

<sup>122</sup> Vgl. Fillmore 1977c, 88: „Die Theorie des Lexikons muss für jedes Verb das spezifizieren, was wir hinsichtlich jeder Szene, für das es relevant ist Tesnière und einer Anzahl europäischer Lexikologen folgend seine ‚Valenz‘ nennen können. Wobei der Terminus *Valenz* so ausgedehnt wird, dass er gleichzeitig die Bezugnahme auf die Oberflächenform von Sätzen, die das Verb enthalten, und auf die Elemente und Aspekte der assoziierten Szenen einschließt.“

<sup>123</sup> Vielleicht auch nur deshalb, weil der Begriff „Frame“ ohnehin, wie Fillmore ja freimütig zugesteht, „in der Luft lag“, aber sicher auch, weil er als eine logische Fortsetzung der alten Kasus-Rahmen so besonders gut passte: „Ein zweiter Aspekt des Geistes der Zeit, den ich erläutern möchte, ist der Begriff *Rahmen* oder *Schema*. Ein früherer Ansatz in einer linguistischen Zielstellung war mein eigener Begriff *Kasus-Rahmen*; aber dieser Begriff wird ebenso von Autoren der K. I. und kognitiven Psychologie gebraucht. Die Idee geht (unter verschiedenen Namen) mindestens so weit zurück wie die Schemaidee bei Bartlett 1932, und wurde kürzlich ausgearbeitet bei Minsky 1974, Winograd 1975. Im Zuge der Kasus-Grammatik habe ich den Kasus-Rahmen, der mit einem bestimmten prädikativen Wort verbunden ist, konzipiert als die Abbildung [imposition, „Aufdrängung“] einer Struktur auf ein Ereignis (oder auf die Konzeptualisierung eines Ereignisses), auf festgelegte Weise und mit einer gegebenen Perspektive.“ Fillmore 1977b, 58.

- „Und wir können ‚Modell‘ benutzen, um uns entweder auf jemandes Sicht der Welt zu beziehen, oder auch die Sicht der Welt, die ein Interpret im Prozess der Textinterpretation aufbaut.“
- „Ein ‚Textmodell‘ kann man sich vorstellen als die Zusammenstellung von Schemata, die durch den Interpreten erzeugt wird, und die gerechtfertigt ist durch das Wissen des Interpreten über die Rahmen im Text, das einen bestimmten Set von möglichen komplexen Szenen modelliert.“<sup>124</sup>

Trotz aller Klärungsversuche bleibt Fillmores Verwendung seiner grundlegenden Termini in dieser Phase jedoch uneinheitlich und wirft zahlreiche Probleme auf. Einerseits versteht er „Szenen“ als Teile des quasi natürlich, alltagsweltlichen Wissens; man könnte es (obwohl Fillmore diesen Ausdruck nicht benutzt) als das „Common-sense-Wissen“ von der Welt bezeichnen. Die eher als sprachlich aufgefassten „Rahmen“ beziehen sich auf diese „Szenen“. Über allem schwebt der Begriff des „Schemas“, der auch nach Fillmore eindeutig auf kognitiver (epistemischer) Ebene angesiedelt ist, aber letztlich (wegen seines Allgemeinheitsgrades) auch „Szenen“ und „Frames“ erfasst. Andererseits sind „Szenen“ für ihn aber auch strukturgebende Einheiten oder Muster, die sich auf so Unterschiedliches beziehen sollen wie „jede / s individuierbare Wahrnehmung, Gedächtnis, Erfahrung, Handlung, oder Objekt“. Wären sie auf rein realweltlicher Ebene angesiedelt, also quasi „Abbilder“ der äußeren Wirklichkeit, dann könnte Fillmore hier nicht unmittelbar Aussagen anschließen wie: „Manche Szenen bestehen aus anderen Szenen; andere können nicht analysiert werden, sondern müssen als ganze bekannt sein.“<sup>125</sup> Man kann vielleicht sagen: Rahmen bestehen aus anderen Rahmen, oder „Schemata bestehen aus anderen Schemata“. Wenn man aber sagt „Szenen bestehen aus anderen Szenen“, dann bringt man diesen zuvor sorgfältig abgegrenzten Begriff wieder auf dieselbe Ebene, auf der die beiden anderen Begriffe rangieren: Es handelt sich dann um Formen der Kategorisierung (Definition, Identifikation, Abgrenzung und Ordnung der Welt und ihrer Gegenstände und Sachverhalte) für welche Termini wie „Frame“ oder „Schema“ völlig ausreichend sind. Man kann es jedoch auch als einen gewissen Fortschritt ansehen, dass Fillmore hier auch „Objekte“ unter den Begriff der „Szene“ subsumiert. Damit ist klar, dass der Begriff der „Szene“ nicht im alltagssprachlichen Sinne verstanden werden darf, sondern schon hier letztlich kognitive Frames meint, zu denen dann eben auch Konzept-Frames gehören!<sup>126</sup>

Trotz all dieser Unklarheiten und Probleme nimmt der Begriff der „Szene“ in dieser Phase von Fillmores bedeutungstheoretischem Denkweg eine zentrale Rolle ein, wie es mit seinem (von ihm selbst als solchen bezeichneten) Slogan deutlich wird:<sup>127</sup> „Bedeutungen

<sup>124</sup> Fillmore 1977c, 127. Zusammen sollen diese Ebenen so etwas wie ein komplettes Sprachmodell (inklusive Spracherwerbtheorie) ergeben: „Die Integration dieser Konzepte kann man sich folgendermaßen vorstellen: Aus den Erfahrungen mit Real-Welt-Szenen erwerben Menschen begriffliche Schemata; im Erwerb der Schemata werden manchmal Einheiten aus sprachlichen Rahmen erlernt, um diese und ihre Teile zu benennen [labeling] [und kategorisieren!]; Wörter aus einem Sprach-Rahmen aktivieren im Kopf des Benutzers den gesamten Rahmen und das assoziierte Schema; die Schemata können benutzt werden als Werkzeuge oder Bausteine für die Zusammensetzung eines Textmodells auf der Basis der Wörter in einem Text – das heißt, eines Modells der Welt, das mit den Wörtern im Text kompatibel ist.“ (a.a.O.)

<sup>125</sup> Fillmore 1977c, 84. Vgl. auch a.a.O. 86: „Es ist wichtig, dass die Identität einer Szene auf jeder Anzahl von Ebenen etabliert werden kann. Szenen können Unter-Szenen enthalten und selbst Teil einer übergeordneten Szene sein.“

<sup>126</sup> Dies erleichtert erheblich die Anschlussfähigkeit des stark auf Verben konzentrierten Frame-Modells von Fillmore an stark nominal bzw. an „Konzepten“ orientierten Frame-Modells, wie es etwa Barsalou 1992 formuliert.

<sup>127</sup> Fillmore 1977c, 84. – „Ein Wort, das in einem Text erscheint, der von jemandem interpretiert wird, der das Wort versteht, kann konzipiert werden als das Aktivieren einer Szene und ein Verweisen auf einen

sind relativ[iert] zu Szenen“. Was Fillmore in dieser Phase vertritt, ist ein ziemlich holistisch ausgelegtes Modell der Semantik und des Sprachverstehens<sup>128</sup> (wie auch an seiner gelegentlichen Verwendung des „Gestalt“-Begriffs<sup>129</sup> deutlich wird). Dass diese „Szenen“ letztlich für kognitive Größen stehen, wird an einer weiteren Differenzierung deutlich, die Fillmore einführt. „Die Szenen, in Bezug auf die die Bedeutungen sprachlicher Formen relativiert sind, werden individuiert in Weisen, die teilweise natürlich, teilweise konventionell, teilweise idiosynkratisch sind.“<sup>130</sup> Letztlich werden die „Szenen“ hier behandelt wie (kognitive) „Schemata“ (oder eben „Frames“), da man nur von diesen sagen kann, dass sie auf allen drei Ebenen ansiedeln lassen.

### 2.4.2 Eigenschaften und Typen von Frames und Szenen

*Einige Beispiele für Frame-Wissen.* Da Fillmore ein Linguist (Semantiker) ist, der immer eng am sprachlichen Material argumentiert, darf man die terminologischen Schwankungen in der Phase des Ausbaus seines Frame-Modells vielleicht auch nicht zu sehr auf die Goldwaage legen. Möglicherweise spiegeln diese terminologischen Unsicherheiten ja nur die Unübersichtlichkeit und Vielgestaltigkeit des sprachlichen Materials, das Fillmore reichhaltig präsentiert. Das Parade-Beispiel für die gesamte Frame-Theorie (an dem Fillmore über die gesamte Entwicklung seines Modells bis heute festgehalten hat), ist dasjenige, das er den „Finanzielle Transaktions-Frame“ nennt. Dazu gehören Wörter wie *kaufen, verkaufen, bezahlen, ausgeben, Kosten, Preis, Gebühr, Geld, Bezahlung, Kaufmann, Kunde* usw. Das Charakteristische dieser Wörter ist, dass sie alle auf dasselbe Schema (dieselbe Szene) zurückgehen, aber diese Szene jeweils aus unterschiedlichen Perspektiven in den Blick nehmen.<sup>131</sup> In die Schemata (oder Frames, oder Szenen) fließt Lebenswelt-Wissen ein, und häufig fällt es schwer, zwischen einer semantischen Beschreibung und der Beschreibung des verstehensrelevanten Lebenswelt-Wissens überhaupt angemessen unterscheiden zu können.<sup>132</sup> Als Beispiel hierfür führt Fillmore abstrakte Nomen an wie *Ungeduld, Unduld-*

---

bestimmten Teil dieser Szene. [...] Oft sind Wort-bezogene Szenen nur Ausschnitte; aber wie wenn wir ein einzelnes Bild eines Films anschauen, gerät die ganze Szene (der Film) von dem Einzelelement aus in den Blick.“ (a.a.O.)

<sup>128</sup> „Manche Szenen bestehen aus anderen Szenen; andere können nicht analysiert werden, sondern müssen als ganze bekannt sein. Was mir wichtig ist: dass für viele Wörter und Phrasen in unsere Sprache gilt, dass wir sie nur dann verstehen können, wenn wir zuerst etwas anderes wissen, und dieses andere ist nicht unbedingt analysierbar.“ Fillmore 1977c, 84. Er nennt als Beispiel: Schnabel = Vogel-Szene.

<sup>129</sup> Siehe z.B. Fillmore 1977b, 59.

<sup>130</sup> Fillmore 1977c, 86. – Etwas merkwürdig ist die Einreihung von „natürlichen“ Szenen. Was Fillmore damit bezeichnet, fällt bei reflektierter Betrachtung mit einem der beiden anderen Aspekte (vermutlich vor allem aber mit „konventionell“) zusammen. – In diesem Kontext hebt Fillmore (a.a.O. 111) auch den Begriff der „Selektion“ hervor: „Manchmal ist eine Bedeutung relativ zu einer Szene, die eine Auswahl aus zwei oder mehr Möglichkeiten anbietet; und manchmal identifizieren einzelne Wörter eine Wahl in solch einem Kontrast-Set. Die Bedeutung des Wortes erfordert dann ein Verstehen der Natur des Kontexts in dieser spezifischen Szene.“

<sup>131</sup> „Jede dieser lexikalischen Formen wendet eine ‚Perspektive‘ auf das Schema an [...], aber sie alle aktivieren in gleicher Weise ein Schema, das denselben Satz von Eigenschaften aufweist, ein Schema für ein Ereignis mit denselben Teilnehmer-Rollen und denselben Handlungen und Ergebnissen.“ Fillmore 1976b, 13.

<sup>132</sup> „Ich will andeuten, dass manchmal ein Merkmal vieler Arten abstrakter Nomen das Wissen eines einzelnen Schemas ist, unabhängig von den spezifischen Szenen, die ihnen entsprechen könnten, und dass

samkeit [impatience], Enttäuschung [disappointment]. Das Schema zu *Ungeduld* / *Unduld-samkeit* enthält: eine Person möchte, dass etwas bald geschieht, sie realisiert, dass es nicht bald geschehen wird, und sie fühlt sich so, wie man sich typischerweise unter diesen Bedingungen fühlt. Ein solches Wort kann man nur dann verstehen, wenn man selbst schon einmal dieses Gefühl in einer für dieses Gefühl typischen Situation an sich erfahren hat.<sup>133</sup> Das Verstehen (die Bedeutung) des Wortes setzt also ein ganz spezifisches (auch: ein persönlich gefärbtes) Lebenswelt-Wissen voraus.

Solche Beispiele führt Fillmore an, um deutlich zu machen, dass bei vielen Wörtern eine „merkmalsemantische“ Beschreibung versagen muss, da diese Wörter vielleicht viel eher, als abgezielte, strukturiert beschreibbare Bedeutungen zu haben, einfach so etwas sind wie „Etiketten“ für bekannte, typisch menschliche Erfahrungen.<sup>134</sup> Ein anderes Beispiel ist das Nomen „*Wohltätigkeit*“ (*charity*) mit einem Schema etwa folgender Art: Der Geber ist nicht verpflichtet zur Gabe; der Empfänger hat als Folge der Annahme keinerlei Verpflichtungen gegenüber dem Geber; der Geber glaubt, dass er dem Empfänger mit der Gabe etwas Gutes tut. Verwendet man ein solches Nomen in einem Satz, können die verstehensrelevanten Schemata aber in ganz unterschiedlicher Weise zur Geltung kommen:

(2-27) *Wohltätigkeit ist eine Tugend.*

(2-28) *Wohltätigkeit ist entwürdigend.*

(2-29) *Wohltätigkeit ist unnötig in einer idealen Gesellschaft.*

In (2-27) ist das allgemeine *Wohltätigkeits*-Grundschemata mit Urteilen der Art, dass der aktive Beteiligte in einem Wohltätigkeits-Akt moralisch als „gut“ bewertet wird, verknüpft. In (2-28) folgt nach Fillmore „jeder Szene des Grundschemas eine Szene, in der der Empfänger fühlt, dass seine Würde beschädigt wurde“. Und in (2-29) „enthalten die Szenen, die eine ideale Gesellschaft ausmachen, keine, zu denen das Wohltätigkeit-Schema passt“. Das Verstehen eines solchen Nomens involviert also mehrere Schemata, die aufeinander „abgebildet“ werden (Fillmore spricht hier von „mapping“). Manche Wörter sind so „Frame-geladen“, dass ihre Verwendung und ihr Verstehen eine komplexe epistemische Voraussetzungssituation erfordern.<sup>135</sup> Einfache semantische Beschreibungen müssen hier notwendigerweise versagen. Z.B. in:

(2-30) *Harry overtyped the waiter.* [tip = Trinkgeld]

das nicht adäquat ins Deutsche übersetzbar ist. Hier werden gleich drei Schemata abgerufen und in Beziehung zueinander gebracht: Das Restaurant-Schema, das Trinkgeld-Schema,

---

aber manchmal dasjenige, was wir brauchen, um einen Satz zu verstehen, der ein abstraktes Nomen enthält, eine Szene ist, in der ein Beobachter Schemata auf Szenen anwendet, um sie nach Güte und Eignung zu überprüfen.“ Fillmore 1976b, 16.

<sup>133</sup> „Um ein solches Schema verstehen zu können, muss der Interpret natürlich ein menschliches Lebewesen sein – oder wenigstens wissen wie es ist, ein menschliches Lebewesen zu sein – und er muss wissen, wie es ist, zu wollen, dass etwas passiert, und wie es ist, auf etwas warten zu müssen, von dem man will, dass es passiert.“ Fillmore 1976b, 16.

<sup>134</sup> „Bei beiden Beispielen entfernen wir uns von dem, was visuell repräsentierbar ist. Man muss Konventionen für die Repräsentation von Wünschen, Erwartungen, Plänen, Gefühlen usw. einführen. [...] Vielleicht gibt es hier keinen anderen Weg, als solchen Items Etiketten anzuhafte in der Erwartung, dass der Interpret weiß, worüber gesprochen wird. Es wären dann unanalyisierte Begriffe in der Notation.“ Fillmore 1976b, 16.

<sup>135</sup> Fillmore 1976b, 17. Diese Beispiele zeigen, „dass häufig das Verstehen eines Satzes mit einem abstrakten Nomen die Form eines Abgleichs zwischen einem Schema und einem Set von Szenen annimmt.“

und ein Schema, das anzeigt, „dass eine Handlung ausgeführt wurde zu einem Grad, der die Norm für solche Handlungen übersteigt“.<sup>136</sup>

*Typen und Ebenen von Frames.* Bei der Betrachtung von Szenen und Frames führt Fillmore verschiedene Differenzierungen ein, die sich aber im jetzigen Stadium der Theorieentwicklung noch nicht zu einer verlässlichen Typologie fügen, auch wenn er die Erstellung einer „Klassifikation von Frame-Typen“ zu einem Ziel der Frame-Semantik erklärt.<sup>137</sup> So unterscheidet er zunächst zwischen „interaktionalen Frames“ und „konzeptuellen Frames“. Erstere entsprechen wohl eher dem aus Pragmatik und Konversationsanalyse bekannten Begriff der „Kommunikationssituation“, insofern damit bestimmte alltägliche kommunikative Routinen gemeint sind (als Beispiel nennt Fillmore das Grüßen); zu letzteren zählt er den bekannten „Kauf-Ereignis“-Frame.<sup>138</sup> Sodann unterscheidet er zwischen verschiedenen „Ebenen“ begrifflicher Rahmen“, nämlich einer „allgemeinen Repräsentation aller wesentlichen Aspekte von Ereignissen einer spezifischen Kategorie“ und einer „spezifischen Perspektive auf ein Ereignis“.<sup>139</sup> Schließlich legt er (in zwei Anläufen<sup>140</sup>) eine Art funktionaler Differenzierung von „Szenen“ vor, die seine einzige Typologie dazu überhaupt darstellt:

- (1) Real-Welt-Szenen;
- (2) wahrgenommene, kategorisierte, restrukturierte, gespeicherte Szenen;
- (3) Schemata, Stereotype, Standard-Szenarios;
- (4) Sprecher-Szene; Text-Welt-Modell des Sprechers;
- (5) Interpreten-Szene; Text-Welt-Modell des Interpreten;
- (6) Sets von sprachlichen Wahlen (Wahlmöglichkeiten).<sup>141</sup>

<sup>136</sup> Fillmore 1976b, 18. „Um einen solchen Satz verstehen zu können, muss man wissen, was in einer bestimmten Gesellschaft die Basis für die Größe eines Trinkgeldes ist.“ – „Das heißt: wir wissen durch den Satz nicht, wie viel Geld Harry gegeben hat; wir wissen aber, dass ein Dollar für eine Tasse Kaffee dem Satz entspricht, ein Dollar für ein Festessen jedoch nicht.“ – „Dieses Beispiel zeigt, weshalb es nötig sein kann, verschiedene Schemata zu einem einzigen großen Gesamtschema zusammenzufügen.“

<sup>137</sup> So Fillmore 1976a, 29: „Die Klassifikation von Frame-Typen kann z.B. bei der Analyse des Vokabulars einer Sprache genutzt werden. Diese Analyse kann an einem Ende mit Lexikoneinheiten beginnen, die relativ einfache Wort-zu-Welt-Entsprechungen [mappings] aufweisen, sowie Namen für Farben und natürliche Arten, und dann fortfahren mit den hochgradig elaborierten konzeptuellen Frameworks, die subtile Arten von Wissen über das geistige und institutionelle Leben eines Volkes voraussetzen.“

<sup>138</sup> Fillmore 1976a, 25. Dies ist nicht wirklich eine sinnvolle Unterscheidung! „Interaktionale“ Frames, die später als „skripts“ bezeichnet wurden, sind auf kognitive Konzepte rückführbar war; vergleiche schon Schank / Abelson 1977. – Fillmore fehlt ganz offenkundig eine eigene kognitive Konzept-Theorie.

<sup>139</sup> Fillmore 1977b, 59. Letztlich unterscheidet er hier zwei Ebenen vom Rahmen: (1) Rahmen-Ebene, (2) Prädikations-Ebene. Dies erinnert an das Modell gestufter Rahmen bei Minsky 1974.

<sup>140</sup> Erster Versuch: „Folgende Begriffe werden für die Analyse benötigt: Real-Welt-Szenen; Prototypische Szenen; Sprachliche Rahmen für Szenen oder Teile von Szenen; Perspektivierungen, oder Orientierungen in Szenen, die durch Kasus-Rahmen bereitgestellt werden; ein Set von Prozeduren oder kognitiven Operationen wie: vergleichen, zuordnen, ausfüllen usw.“ Fillmore 1977b, 66. – Auffällig an dieser Aufstellung ist v. a., dass Fillmore hier zwischen „sprachlichen“ und „Kasus-Rahmen“ differenziert.

<sup>141</sup> Im Original-Wortlaut: „Das Wort ‚Szene‘ erfordert gewisse Differenzierungen.“: „Erstens, wir müssen die Real-Welt-Szenen berücksichtigen, in Bezug auf die [in terms of which] Menschen ihre Kategorien und Unterscheidungen erlernt haben, und in Bezug auf die Menschen ihre originale Wahrnehmung / Erkenntnis [awareness] der Objekte und Erfahrungen erworben haben, die die Welt genauso anbieten kann, wie die Real-Welt-Szenen, die Kontexte und Ursachen von ablaufenden Wahrnehmungen und Verhalten sind.“ – „Zweitens sind da die Erinnerungen und Zusammenfassungen / Verarbeitungen [distillations] von Real-Welt-Szenen in den Köpfen der Menschen, möglicherweise restrukturiert in Weisen, die geliefert werden durch ihre Zugehörigkeit [participation] zu einer spezifischen Gemeinschaft, wobei möglicherweise einige ihrer Aspekte vergessen oder unterdrückt und andere Aspekte verstärkt werden.“ – „Drittens gibt es Schemata von Konzepten, Stereotypen von vertrauten Objekten und

Bei näherer Betrachtung wird deutlich, dass es sich hierbei nicht um eine „inhaltliche“ (kognitive, epistemologische) Typologie von „Szenen“ (oder „Schemata“ oder „Frames“) handeln kann. Unter (1) nennt Fillmore die Ebene der realen Welt, also dasjenige, auf das sich menschliche Akte des Wahrnehmens, Erkennens, Kategorisierens, Schematisierens richten. Ich würde es das „Erkenntnis-Substrat“ nennen. Da es sich um die Ebene der zu erkennenden Objekte (im ursprünglichen, erkenntnistheoretischen Sinne<sup>142</sup>) handelt, verbietet sich die Anwendung von Termini wie „Szene“ darauf eigentlich. Dieser Begriff macht erst auf Ebene (2) einen Sinn, d.h. auf der Ebene, auf die der Terminus „Schema“ am ehesten passen würde, die Ebene der kognitiven Kategorisierungen, Ordnungen und Strukturen, eben der „begrifflichen Strukturen“ als die Fillmore anderenorts die „Frames“ definiert hatte.<sup>143</sup> Die Unterscheidung der von Fillmore genannten Ebene (3) (siehe seine Begründung in Fußnote 141) von seiner Ebene (2) ist wenig plausibel, da die von ihm dort erwähnten „Verarbeitungen von Real-Welt-Szenen in den Köpfen der Menschen“, zumal sie ja als sozial „restrukturiert“ gedacht sind, bereits die Schematisierungen und Stereotypisierungen enthalten, die mit der Ebene (3) angesprochen sein sollen. Unter (5) und (6) vermengt Fillmore mit diesen, eher erkenntnistheoretisch motivierten Unterscheidungen nunmehr textverstehenstheoretisch motivierte Differenzierungen zwischen den Weltmodellen des Textverfassers und Interpreten. Ebene (5), die Fillmores zuvor gegebener Definition der „Frames“ entspricht, ist noch einmal auf einer eigenen Ebene der Betrachtung angesiedelt. Fillmore vermengt also offensichtlich in diesem Differenzierungsversuch verschiedene theoretische Ebenen, die man besser auseinanderhalten sollte.

*Frames haben „Leerstellen“.* Zu den in der kognitiven Frame-Theorie wichtigsten Eigenschaften von Frames gehört die Tatsache, dass man darunter keine epistemisch (oder kognitiv) bis ins kleinste Detail hinein voll spezifizierte Strukturen von Wissen verstehen darf, sondern dass Frames Platz für Variablen lassen, die sog. „Leerstellen“, die in konkreten „Verwendungen“ der Frames jeweils (z.B. in der Interpretation sprachlicher Ausdrücke) „ausgefüllt“ werden können bzw. müssen. Auf diesen Punkt geht Fillmore ebenfalls ein (wenn auch nicht häufig und nicht mit so zentraler Wertung, wie kognitivistische Frame-Theorien). Danach ist „ein Frame eine Art von skizzenhafter [umrisshafter] Figur [outline figure], bei der nicht notwendigerweise alle Details ausgefüllt sind“; aber „jeder weiß, welche Details relevant sind“.<sup>144</sup> Für Fillmore ist diese „Ausfüllungsbedürftigkeit“ der Frames

---

Handlungen, und Standard-Szenarios für vertraute Handlungsweisen und Ereignisse, über die unabhängig von den Erinnerungen und Erfahrungen gegebener Individuen gesprochen werden kann.“ – „Viertens gibt es die imaginierte Szene des Sprechers, wie er den Text formuliert; und fünftens gibt es die imaginierte Szene des Interpreten, wie er versucht, ein Modell der Welt zu konstruieren, das auf den Text passt, den er interpretiert.“ – „Und schließlich sind da die Sets von sprachlichen Wahlen, die eine gegebene Sprache bereitstellt, und die Weisen, auf die diese aktivieren oder aktiviert werden durch die speziellen begrifflichen Schemata.“ – „Für all dies gibt es verwirrender Weise in der KI-Forschung eine Vielzahl von Begriffen wie: Szene, Rahmen / Frame, Beschreibung, Schablone, Modell, Szenario, Prototyp, Modul.“ Fillmore 1977c, 126.

<sup>142</sup> Der lateinische Terminus „Objekt“ bezeichnet in seiner ursprünglichen Bedeutung (von ob-iecere = das „entgegen-liegende“) genau diese Substrat-Funktion.

<sup>143</sup> Vor dem Erkenntnisakt gibt es keine „Szenen“, sondern nur ein Kontinuum von Sinnesdaten, in das erst durch Schemata eine kognitive Ordnung gebracht wird, die den Namen „Szene“ verdienen könnte.

<sup>144</sup> Fillmore 1976a, 29. – Nach meiner Kenntnis verwendet Fillmore in dieser Zeit nur an einer einzigen Stelle den in der kognitivistischen Frametheorie so beliebten Terminus „slot“, nämlich in Fillmore 1970b, 257: „zugrundeliegende semantische Prädikate haben Argument-slots“ dort nennt er auch die semantischen Rollen „etikettierte Argument-Slots“. (Bei FrameNet kommt der Terminus öfter vor.)

vor allem im Zusammenhang mit seinem Konzept des Sprachverstehens interessant, da sie die „aktive“ Rolle der Verstehenden ebenso beweist wie die Tatsache, dass die sogenannte „sprachliche“ oder „lexikalische“ Bedeutung in traditionellem Sinne nur ein sehr unvollkommenes Bild dessen abgibt, was zur „vollen“ Bedeutung eines kommunikativ verwendeten sprachlichen Ausdrucks alles dazugehört.<sup>145</sup> Dass Frames „ausfüllungsbedürftig“ sind, ist für Fillmore ein notwendiges Ergebnis der Abstraktion, aus der sie hervorgegangen sind.<sup>146</sup> Auch der von ihm eingeführte Begriff der „Selektion“,<sup>147</sup> den er implizit auf die Selektion zwischen verschiedenen Füllungen abstrakter Frames oder Szenen bezieht, gehört zum Aspekt der „Leerstellen“.

*Frames schaffen Perspektiven.* Zu den für Fillmores Modell wichtigsten Eigenschaften von Frames (wenn man sie wie er in dieser Phase als „sprachliche Wahlen“ auffasst) gehört, dass sie ein und dieselbe Szene in unterschiedlichen Perspektiven beleuchten können. Dies ist der zentrale Verbindungspunkt zwischen seinem (späteren) allgemeinen Frametheoretischen Ansatz mit seinem älteren Modell der Kasus-Rahmen (das er ja nie aufgibt, sondern in die allgemeine Frame-Semantik überführen und integrieren will). Beim Paradebeispiel des „Kauf-Ereignisses“ sind dies Wörter wie *kaufen, verkaufen, bezahlen, Käufer, Verkäufer, Ware* usw.<sup>148</sup> Noch deutlicher wird dies am Beispiel der „Real-Welt-Szene“ GELD-ÜBERGABE, die relevant sein kann für so unterschiedliche Wörter wie *Trinkgeld, Spende, Almosen, Wechselgeld, Bestechung, Lösegeld, Rückzahlung, Alimente*. Je nach Wort werden völlig verschiedene Frames wachgerufen.<sup>149</sup> Diese Frames haben aber eine ganze Reihe von gemeinsamen Strukturmerkmalen, insbesondere was die Zahl und Rollen der Beteiligten und die typischen Ergebnisse der beteiligten Vorgänge betrifft.<sup>150</sup> Es sind

<sup>145</sup> „Verstehen kann gesehen werden als ein aktiver Prozess, während dem der Verstehende – zu dem Grad, der ihn interessiert – versucht, die Details der Frames auszufüllen, die eingeführt wurden, entweder, indem er nach der benötigten Information im Rest des Textes sucht, oder, indem er sie durch seine Wahrnehmung der aktuellen Situation ausfüllt, oder aus seinem eigenen System des Wissens, oder indem er den Sprecher bittet, noch mehr zu sagen.“ Fillmore 1976a, 29. – Vgl. auch Fillmore 1977c, 82: „Wenn wir keine fertigen Szenen haben, ihn die wir die Szenen-Skizze integrieren können, die der Text bereitstellt, dann sind viele ‚Positionen‘ in der Text-assoziierten Szene leer geblieben.“

<sup>146</sup> „Ich gehe aus von einem Prozess der Abstraktion, der darin besteht, schematische Szenen zu entwickeln, in denen einige Positionen ‚unausgefüllt‘ [left blank] bleiben.“ Fillmore 1977b, 63. – „Der Prozess der Kommunikation involviert die Aktivierung sprachlicher Rahmen und kognitiver Szenen. Kommunizierende operieren auf der Grundlage dieser Szenen und Rahmen mittels verschiedener Arten von Prozeduren, kognitiven Akten, wie dem Ausfüllen von Leerstellen in schematischen Szenen, Vergleichen von präsenten Real-Welt-Szenen mit prototypischen Szenen usw.“ (a.a.O. 66) – Vgl. auch a.a.O. 75 (siehe Zitat Fußnote 119, Seite 58)

<sup>147</sup> „Ein dritter Aspekt von Szenen, der repräsentiert werden muss, ist dasjenige, was ich ‚Selektion‘ nennen möchte. [...] Manchmal ist eine Bedeutung relativ zu einer Szene, die eine Auswahl aus zwei oder mehr Möglichkeiten anbietet; und manchmal identifizieren einzelne Wörter eine Wahl in solch einem Kontrast-Set. Die Bedeutung des Wortes erfordert dann ein Verstehen der Natur des Kontexts in dieser spezifischen Szene.“ Fillmore 1977c 111.

<sup>148</sup> „Wörter perspektivieren den Kauf-Rahmen unterschiedlich. Es handelt sich um eine Art Verbindung von verschiedenen Frames.“ [„inter-linking of different frames“] In einem „Groß-Rahmen-Setting“ kann jedes Wort einen neuen Rahmen aktivieren. Fillmore 1976a, 28. – Vgl. auch Fillmore 1977a, 71. (siehe Seite 41 f., Fußnote 64)

<sup>149</sup> „Jedes der verschiedenen Wörter lokalisiert den Akt der Geldübergabe in einer größeren Geschichte, für die eine Anzahl von Details bekannt ist.“ Fillmore 1976a, 28.

<sup>150</sup> „Jede dieser lexikalischen Formen wendet eine ‚Perspektive‘ auf das Schema an [...], aber sie alle aktivieren in gleicher Weise ein Schema, das denselben Satz von Eigenschaften aufweist, ein Schema für ein Ereignis mit denselben Teilnehmer-Rollen und denselben Handlungen und Ergebnissen.“ Fillmore 1976b, 13.

die sog. „Kasus-Rahmen“, die diese Perspektive organisieren und festlegen.<sup>151</sup> Da die Perspektiven teilweise gegensätzlich sind, ist es meist nicht möglich, alle Perspektiven in einem einzigen Satz auszudrücken.<sup>152</sup> Die in einem Satz sprachlich (durch ein bestimmtes Wort und die sprachliche Besetzung bestimmter Rahmenelemente) ausgedrückten Perspektiven erlauben es aber (dank des gesamten Frames / der Szene), die anderen Perspektiven stets „mitzudenken“, so dass sie in einem Text(verstehen) gleichwohl epistemisch präsent sein können. „Allgemeiner Frame“ und „perspektivierender / perspektivierter Frame“ (= Kasus-Rahmen) sind zwei in Wechselwirkung zueinander stehende verschiedene Facetten des Frame-Gedankens.<sup>153</sup> Auch und gerade im Textverstehen spielt der Aspekt der Perspektivierung eine wichtige Rolle.<sup>154</sup>

*Frames sind Prototypen.* Eines der wichtigsten Merkmale von Fillmores Frame-Konzept ist die (folgenreiche) Betonung der Tatsache, dass Frames prototypische Strukturen des verstehensrelevanten Wissens darstellen. Wir hatten bereits gesehen, dass Fillmore sogar die Begriffe „Frame“ und „Prototyp“ gemeinsam eingeführt hat. Beide Begriffe setzen sich wechselseitig voraus und verweisen so eng aufeinander, dass man sogar von zwei Seiten derselben Medaille sprechen könnte. Die Idee der Prototypen-Semantik (die ja unabhängig von Fillmore entstanden ist, hier aber sehr früh von ihm aufgegriffen und in sein semantisches Denken integriert wird) ist als Gegenpol zu den strikt abgelehnten „Checklist-Theorien“ gedacht<sup>155</sup> und wird von Fillmore auf die Frame-Idee abgebildet, so dass sich das Repertoire der in einer Sprachgemeinschaft verfügbaren Frames auch als „Repertoire von Prototypen“ darstellen lässt.<sup>156</sup> Prototypikalität ist dabei, so Fillmore, weniger ein Merkmal der lexikalischen Bedeutungen der Wörter (also so, wie die Prototypentheorie schließlich in den Mainstream der heutigen Konzeptionen linguistischer Semantik integriert wurde), son-

<sup>151</sup> „Der Kasus-Rahmen macht es erforderlich, dass jede einzelne Prädikation, die Aspekte des kommerziellen Ereignisses beschreibt, begrenzt ist hinsichtlich der Perspektive auf das Ereignis, die eingenommen wird, und hinsichtlich der Arten, wie einzelnen Mitspielern im Ereignis grammatische Rollen im zugehörigen Satz zugewiesen werden können.“ Fillmore 1977b, 58.

<sup>152</sup> „Was man sich bezüglich der Kasus-Rahmen klarmachen muss ist, dass sie ein vollständiges / sehr umfassendes Verstehen der Natur der gesamten Transaktionen oder Aktivität voraussetzen, und dass sie eine spezifische perspektivische Verankerung zwischen den Entitäten, die in der Aktivität beteiligt sind, festlegen. Dabei ist wichtig: es ist nicht möglich, alle Perspektiven in einem einzigen Satz auszudrücken!“ Fillmore 1977b, 58.

<sup>153</sup> Vgl. Fillmore 1977b, 59: „Man muss zwei verschiedene ‚Ebenen‘ begrifflicher Rahmen für Ereignisse unterscheiden: die eine gibt eine allgemeine Repräsentation aller wesentlichen Aspekte von Ereignissen einer spezifischen Kategorie; die andere gibt eine spezifische Perspektive auf ein Ereignis, und zwar eines Typs, der durch den Kasus-Rahmen diktiert wird.“ – Ein „Schema“ ist so etwas wie die Gesamtheit aller Perspektiven (Fillmore 1977d, 101).

<sup>154</sup> „An jeder Stelle des Textes nehmen wir eine Szene aus einer bestimmten Perspektive in den Blick; während wir die ganze Szene im Auge haben, fokussieren wir auf einen Teil von ihr.“ Fillm. 1977c, 86.

<sup>155</sup> Vgl. zur Einführung Kleiber 1998 mit Verweis auf Rosch 1977, und Lutzeier 1985 zu Putnam 1979.

<sup>156</sup> So Fillmore 1976a, 24. Fillmore hält hier und auch in 1977b, 55 ein sehr starkes Plädoyer für die Prototypen-Semantik. Er bezieht sich in 1977b, 55 auf die von Wallas Chafe getroffene Unterscheidung zwischen formalem Wissen und Erfahrungswissen und schließt: „Diese Unterscheidung ist relevant für die Prototypentheorie der Bedeutung, weil eine denkbare und nicht unverünftige Version einer solchen Theorie sein könnte, dass die Prototypen im wesentlichen erfahrungsbezogen sind. In dieser Sichtweise involviert der Vorgang, ein Wort in einer neuartigen Situation zu gebrauchen, den Vergleich der laufenden Erfahrungen mit den vergangenen Erfahrungen und ein Urteil darüber ob sie ähnlich genug sind, um nach demselben sprachlichen Enkodieren zu rufen.“ Es ist also vor allem die Erfahrungsbezogenheit der Prototypen, die diese für sein Modell der Semantik, in dem der Begriff der „Erfahrung“ eine große Rolle spielt, interessant macht.

dem viel eher ein Merkmal des allgemeinen Frame- oder Schema-Wissens selbst.<sup>157</sup> Fillmore demonstriert dies an zwei Beispielen:

(2-31) *Ich hatte gestern Ärger mit meinem Auto. Der Vergaser war verschmutzt.*

(2-32) *Ich hatte gestern Ärger mit meinem Auto. Der Aschenbecher war verschmutzt.*

Beide „Mini-Texte“ aktivieren völlig unterschiedliche Sets von Frames (oder Schemata). Die Frames oder Schemata in (2-31) sind durch Erfahrungswissen miteinander verbunden; die Frames in (2-32) nicht. Dadurch wirkt (2-31) kohärent, während die Sätze in (2-32) inkohärent wirken (keinen zusammengehörigen Sinn ergeben). Während (2-31) eine prototypische Szene im Gedächtnis wachruft, ist dies bei (2-32) nicht der Fall.<sup>158</sup>

Aber auch unter Aspekten der Beschreibung von Wortbedeutungen sind Prototypen laut Fillmore wichtig. Dabei setzt er nicht schlichtweg Wortbedeutungen mit Prototypen gleich,<sup>159</sup> sondern fordert vielmehr, dass eine Beschreibung von Wortbedeutungen in Beziehung auf Prototypen zu erfolgen habe (was keineswegs dasselbe ist).<sup>160</sup> Auf diese Weise wird es besser als in Checklist-Modellen der Bedeutung möglich, „abweichende“ Bedeutungen zu beschreiben; eben indem man die Abweichungen der jeweils verstehensermöglichenden Rahmen / Schemata als Abweichungen von prototypischen Rahmen / Schemata beschreibt. Fillmore will damit das vermeiden, was in merkmalsemantischen Ansätzen völlig üblich ist, nämlich das Konstruieren von sogenannten „Abstrakt-Bedeutungen“ für Lexeme, die zusammenfassen, was tatsächlich aber auf völlig unterschiedliche Rahmen oder Schemata zurückgeht.<sup>161</sup>

### 2.4.3 Wort und Frame, Frame-Aktivierung und Frame-Repräsentationen

Das Verhältnis zwischen Wort und Frame (Wort und Schema, Wort und Szene) ist eines der zentralen Probleme für die Frame-Theorie gerade von Fillmore, da er viel deutlicher als

<sup>157</sup> „Ich habe ebenfalls angenommen, dass ein Schema nicht als eine feste Liste von Propositionen oder als eine Liste von notwendigen und hinreichenden Bedingungen dafür, dass etwas der Fall ist, am besten repräsentiert wird / ist, sondern dass vielmehr ein Schema repräsentiert werden sollte als ein Prototyp oder als eine Ansammlung von verbundenen Prototypen. Ich denke an eine Art von ‚bestem Beispiel‘ für einen Begriff.“ Fillmore 1977d, 104.

<sup>158</sup> „Die überaus bedeutsame Rolle des Begriffs der prototypischen Szene in diesem Prozess [des Ausfüllens von „Leerstellen“ in einem Text] besteht darin, dass viele dieser Verknüpfungen und ausfüllenden Aktivitäten nicht abhängig sind von Informationen, die im sprachlichen Signal explizit kodiert [ausgedrückt] sind, sondern von dem, was der Interpret über die umfassenderen Szenen weiß, die dieses Material aktiviert oder erzeugt.“ – „Ein solches Wissen hängt von Erfahrungen und Erinnerungen ab, die der Interpret mit den Szenen assoziiert, die der Text in sein Bewusstsein eingeführt hat.“ Fillm. 1977b, 75.

<sup>159</sup> Wie es der übliche Umgang mit Prototypen in der linguistischen Mainstream-Semantik ist.

<sup>160</sup> „Ich möchte aber keineswegs behaupten, dass die Konzepte des Prototyps und einer Ausweitung des Prototyps [extension] in der Lage sind, das gesamte Spektrum des Gebrauchs dieser Verben zu erklären. Stattdessen insistierte ich auf einem methodologischen Punkt, nämlich dass die Beschreibung solcher ausgeweiteter Gebrauchsweisen in Termini eines Prototyps (und damit mittels des Verweises auf das zu Grunde liegende Basis-Schema) und eines Sets von Mustern ausgeweiteter Bedeutung vorzuziehen ist gegenüber der Suche nach Bedeutungen für all diese Verben, die allgemein genug sind, um alle Gebrauchsweisen abzudecken.“ Fillmore 1977d, 102.

<sup>161</sup> „Das heißt, zwei verschiedene Lesarten von *sell* in eine einzige Erläuterung zu packen, würde dazu zwingen, das Kauf-Ereignis-Schema in seiner einfachsten Form zu ignorieren und etwas Abstraktes zu konstruieren.“ Sein Beispiel ist „Diese Anzeige verkaufte uns 1000 Kaninchen.“ Fillmore 1977d, 102.

alle anderen Frametheoretiker die Frame-Semantik in einem Kontext entwickelt, in dem es (ursprünglich) um die Klärung wortsemantischer, lexikalischer und grammatischer Fragestellungen ging. Man kann die strikte Beziehung des Frame-Modells auf Fragen der lexikalischen Semantik und des Zusammenhangs von lexikalischer Bedeutung und Grammatik geradezu als das wesentliche Kennzeichen von Fillmores Version der Frame-Idee bezeichnen.<sup>162</sup> Frames (Szenen, Schemata) sind für Fillmore die wesentlichen Bezugsgrößen, die es bei der Beschreibung von Bedeutungen zu beachten gilt. Dass man sich bei diesem Unterfangen immer wieder mit Wortbedeutungen beschäftigen muss, liegt nicht zuletzt daran, dass die „Lexikon-Einheit“ oder das „Lexem“ (das sprachliche Einzel-Zeichen) in gewisser Weise als „Basis-Einheit“ der Organisation sprachlicher Kommunikation und sprachlich vermittelten Sinns aufzufassen ist. Wenn auch das einzelne Wort seinen vollen Sinn immer nur im Gefüge des Satzes bekommt (dies ist aufgrund des „Kasus-Rahmen“-Anfangs seiner Theorie bei Fillmore ohnehin immer schon klar), Sätze wiederum in sinngebende Texte und Kontexte eingebettet sind, so kommt dem Wort doch im Zusammenhang der Frame-Theorie immer noch eine wichtige Funktion zu. Zwar ist der Slogan Fillmores in dieser Phase der Entwicklung seiner Frame-Konzeption noch „Bedeutungen sind relativ zu Szenen“ (Fillmore 1978, 60), und noch nicht, wie in der späteren Frame-Theorie die Parole „Wörter evokieren Frames“, doch ist das „evokative“ Potential der einzelnen Wörter von Anfang an ein wichtiger Aspekt in Fillmores Gedankenwelt.

Dies ergibt sich aus der Tatsache, dass Wörter die Aktivierung von „Frames“ (oder Szenen oder Schemata) im Verstehen auslösen, Frames und sprachliche Zeichen also schon immer in einer engen Beziehung zueinander stehen.<sup>163</sup> Es sind aber nicht die Wörter allein, die auf Frames verweisen, ihre Aktivierung „auslösen“, sondern es können auch andere sprachliche Parameter sein, wie etwa bestimmte „grammatische Wahlen“. Natürlich ist es nicht so, dass einem Wort nur ein einziger Frame entspricht; vielmehr kann ein und dasselbe Wort in verschiedenen Kontexten auch unterschiedliche Frames aktivieren.<sup>164</sup> So kann ein Wort wie *Frühstück*<sup>165</sup> etwa einen Frame bezüglich einer „Mahlzeit zu einer bestimmten Zeit in einer bestimmten Situation“ aktivieren, oder aber auch einen Frame bezüglich einer

<sup>162</sup> Diese zentrale Bedeutung kommt auch dadurch zum Ausdruck, dass er wichtige Schritte seines Modells in Aufsätzen entwickelt hat, die nach ihrem Titel vorrangig Fragestellungen der lexikalischen Semantik oder der allgemeinen semantischen Theorie gewidmet sind. Siehe die Titel von Fillmore 1968b, 1971a, 1971d, 1975b, 1975c, 1977c, 1978, 1984, 1992a, 1994a, 2000a, 2003c. [Anmerkung zur Zitierweise: Bei Schriften mit Fillmore als Mitautor wird dieser abweichend von der originalen Reihenfolge der Autoren-Nennungen immer zuerst genannt. Sofern in einem Jahr mehrere Schriften mit Fillmores Beteiligung erschienen sind, werden sie in Bezug auf die Reihenfolge seiner Schriften mit Kleinbuchstaben durchgezählt und so auch in diesem Buch zitiert.]

<sup>163</sup> „Ein Wort, das in einem Text erscheint, der von jemandem interpretiert wird, der das Wort versteht, kann konzipiert werden als das Aktivieren einer Szene und ein Verweisen auf einen bestimmten Teil dieser Szene.“ Fillmore 1977c, 84; vgl. auch 1977b, 75.

<sup>164</sup> „Der Begriff ‚Frame‘ hängt nicht von Sprache ab, aber angewandt auf sprachliche Prozesse figuriert er folgendermaßen: spezifische Wörter oder Rede-Formulierungen, oder spezifische grammatische Wahlen, sind im Gedächtnis mit spezifischen Frames verbunden; und zwar auf die Weise, dass eine Konfrontation mit einer sprachlichen Form in einem geeigneten Kontext im Geiste des Wahrnehmenden den spezifischen Frame aktiviert – wobei die Aktivierung des Frames wiederum den Zugang zu anderem sprachlichen Material, das mit demselben Frame verbunden / assoziiert ist, verbessert / verstärkt [enhancing].“ Fillmore 1976a, 25.

<sup>165</sup> Nach Fillmore 1976a, 26. – Etwas dunkel ist seine hier folgende Formulierung „Im allgemeinen kann ein Wort mit seiner Bedeutung in einer von drei Weisen verknüpft werden, ich nenne sie funktional, kriterial, und assoziativ.“

„Mahlzeit mit bestimmtem Inhalt“. Wörter stehen damit immer in Beziehung zu bestimmten Strukturen unseres Wissens (Frames, Schemata, Szenen) mit dem Effekt, dass wir die Wörter in ihrem Gebrauch nur dann angemessen verstehen können, wenn wir ein bestimmtes (das jeweilige Wort „motivierendes“) Wissen erworben haben. Die Beziehung zwischen Wort und Frame(s) spiegelt damit immer bestimmte Erfahrungen, die die Menschen in ihrem Leben und mit dem Gebrauch dieses Wortes gemacht haben; diese Erfahrungen (oder die aus ihnen abgeleiteten stereotypisierten Schemata im Gedächtnis) müssen geteiltes Wissen sein, wenn ein Wort adäquat verstanden werden können soll.<sup>166</sup> Fillmore nennt hier Beispiele wie: Leute mit nur einer Mahlzeit am Tag brauchen kein Wort wie *Frühstück*. Gesellschaften ohne Heirat brauchen keinen Ausdruck wie *gehörter Ehemann*. Wenn alle Menschen nur pflanzliche Nahrung zu sich nähmen, gäbe es keinen Bedarf für ein Wort wie *Vegetarier*.<sup>167</sup>

Nach Fillmore ist das Maß der kontextfreien Verstehbarkeit von Wörtern ein guter Indikator dafür, wie fest bestimmte Frames (oder Schemata) im kollektiven Wissen einer Sprachgemeinschaft verankert sind.<sup>168</sup> Diese Überlegung zeigt: Der Begriff der so genannten „kontext-freien Bedeutung“ ist eigentlich ein versteckter Begriff für „das Maß an epistemischer Sicherheit / Automatisierung in der Abrufung des als selbstverständlich unterstellten verstehensrelevanten Wissens“. Fillmores Hinweis ist eine schöne Volte gegen die klassische Auffassung von „lexikalischer Bedeutung“. Dort wird das als selbstverständlich vorausgesetzte Wissen häufig nicht expliziert; Fillmore dreht nun sozusagen den Spieß um und betont, dass gerade das am selbstverständlichsten abrufbare Wissen häufig den Kern des verstehensermöglichenden Frames ausmacht. – Die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Wort (Wortbedeutung) und Frames bzw. Schemata des Wissens berührt die Frage, warum überhaupt welche Wörter in einer Sprache existieren. Beim Versuch der Beantwortung dieser Frage stellt Fillmore einen sehr aufschlussreichen und interessanten Bezug her zwischen der lexikalischen Semantik und dem Konzept der konversationellen Implikaturen<sup>169</sup> und dem Kooperationsprinzip im pragmatischen Sprachmodell von H.P.Grice.

<sup>166</sup> „Gesetzt, die hier dargestellten Annahmen über Framing und Wortbedeutung sind richtig, können wir sagen, dass der Prozess des Verstehens eines Wortes es erforderlich macht, dass wir unsere Erinnerungen (Gedächtnis) über Erfahrungen aufrufen – selektierte, gefilterte, und verallgemeinerte Erfahrungen – durch die wir die Wörter in ihren benennenden und beschreibenden Funktionen erlernt haben. Daraus folgt natürlich, dass die Arten des Verstehens, über die ich gehandelt habe, nur zwischen Leuten kommuniziert werden können, welche die erforderlichen Frames teilen.“ Fillmore 1976a, 27.

<sup>167</sup> Beispiele nach Fillmore 1976a, 27 und Fillmore 1976b, 26.

<sup>168</sup> Fillmore 1976a, 28. – „Der Akt des Verstehens des Wortes *gut*, verlangt von uns eine angemessene Dimension der Bewertung zu finden. Wenn wir das unmittelbar / schnell [immediately] tun können, wenn uns der Satz mit *gut* ohne Kontext präsentiert wird, dann ist dies ein Maß für das Ausmaß, in dem die zentralen Nomen mit vorgefertigten [ready made] Funktionen – identifizierenden Szenarien – einhergehen.“

<sup>169</sup> „Ein letzter wichtiger Punkt [...] ist die Klärung der Frage, was erforderlich ist dafür, dass etwas als eine Lexikon-Einheit repräsentiert werden kann. Ich glaube, dass man, indem man danach fragt, warum eine Sprache eine Lexikon-Einheit besitzt, oder warum ein Sprecher eine Lexikon-Einheit benutzt hat, Fragen stellt, die in gewisser Weise analog sind zu dem, was man in Bezug auf Sätze fragt, wenn man Paul Grice's Prinzipien der konversationellen Kooperation anwendet. Im allgemeinen haben Grice'sche Fragen eine Form wie: ‚Warum erzählt er mir diese Dinge jetzt, und warum erzählt er mir diese Dinge und nicht andere?‘ [...] In analoger Weise könnten wir nach den Gründen dafür fragen, weshalb eine Sprache eine bestimmte Lexikon-Einheit besitzt, oder den Gründen, aus denen ein Sprecher eine Lexikon-Einheit auswählt, wenn es so aussieht, dass dieselbe Bedeutung auch auf analytische Weise hätte übermitteln werden können.“ Fillmore 1976b, 26 mit Bezug auf Grice 1968.

Diese Bezugnahme auf die sehr folgenreiche Konzeption von Grice wirft zahlreiche Fragen auf, die hier nicht beantwortet werden können.<sup>170</sup> Fillmore gibt auf die Frage nach dem „warum“ lexikalischer Einheiten folgende nahe liegende Antwort: „Eine allgemeine Antwort auf diese Frage ist, dass es, wenn eine Sprache ein Wort besitzt, eine Kategorie im Denken geben muss, die durch ein verbundenes / assoziiertes kognitives Schema identifiziert wird, das in der Sprachgemeinschaft geläufig ist, und das dieses Wort aktiviert.“<sup>171</sup> Diese Antwort wäre aber noch insofern zu präzisieren, als gilt: die „Kategorie des Denkens“ ist das Schema (es gibt keine zwei Entitäten, Kategorie + Schema, also auch kein Externalitätsverhältnis zwischen beiden, und damit kein „Identifizieren“).

Die Existenz eines Wortes, so Fillmores einfacher aber wichtiger Schluss, signalisiert, dass es (mindestens) ein dem Wort zugehöriges kognitives / epistemisches Schema (einen Frame) geben muss. Im Verstehen eines Wortes ist damit partiell immer ein Verstehen der (Spielart von) Welt oder Kultur, der das Wort angehört (die es hervorgebracht und benötigt hat) enthalten.<sup>172</sup> In geradezu hermeneutischer Diktion stellt Fillmore fest: Verstehen von Wörtern ist partiell immer zugleich das Verstehen der Welt oder Kultur, die sie erzeugte. Die von Fillmore hier (eher implizit als ausführlich) entfaltete „Relevanztheorie der Schemabildung“, die von einer Gleichsetzung von Sprachverstehen (Textverstehen) und Weltverstehen ausgeht, demonstriert er unter anderem an dem schönen Beispiel *Full frontal nudity*, eine Formulierung, die als Warnhinweis häufig in Filmrezensionen der 1970er Jahre enthalten war. Seine Explikation: Warum wird *Nacktheit* erwähnt? Weil die kanonische gesellschaftliche Norm lautet: man ist normalerweise (auch in Filmen) angezogen; der Film zeigt also etwas, was manche nicht sehen wollen. Warum *frontal*? Weil Nackte von hinten gesehen kulturell etwas anderes sind, als Nackte von vorne gesehen, da das, was am meisten verborgen werden soll, sich an ihrer vorderen Seite befindet. Warum *full*? Bezieht sich nur auf Frauen, da diese an ihrer vorderen Seite zwei Körpermerkmale haben, die sie normalerweise zu verbergen trachten. Bei einem Mann würde das *full* weniger Sinn machen. Übersetzt: Der Hinweis warnt davor, dass im Film nackte Frauen mit all ihren sonst mit Kleidung verborgenen Körpermerkmalen zu sehen sind (nach Fillmore 1976b, 27).

Wörter verweisen nicht nur pauschal auf Szenen (oder Frames, oder Schemata); vielmehr wenden sie (meistens) darauf auch eine bestimmte Perspektive an: „Ein Wort (eine Phrase, ein Text) identifiziert eine Szene und es stellt einen Teil von ihr in den Vordergrund.“<sup>173</sup> Mit dieser Anwendung einer „Perspektive“ geht häufig die Spezifizierung vor-

<sup>170</sup> Fragen wie: Ist es so, dass Fillmore hier für die lexikalische Semantik Prinzipien ansetzt, die in der Implikatur-Theorie für ganze Sätze formuliert worden waren? Über diesen Zusammenhang zwischen der Existenz von Lexikoneinheiten und Fragen der Implikatur-Theorie müsste weiter nachgedacht werden. Ist es das Prinzip der Relevanz, das für Fillmore hier den Zusammenhang herstellt? Dann müsste man seine Frame-Theorie auf den Ansatz von Sperber / Wilson 1986 beziehen, die die Grice'sche Maxime der Relevanz zur Grundlage einer ganzen eigenen Theorie (sprachlicher) Kommunikation gemacht haben!

<sup>171</sup> Fillmore 1976b, 26.

<sup>172</sup> So Fillmore 1976b, 27 sehr dezidiert. „Kurz: Wenn eine Sprache über eine Lexikon-Einheit verfügt, besteht ein Teil unseres Verstehens des Textes, der dieses Wort enthält, darin, dass wir die Kultur oder Welt verstehen, in der die Klassifikationen, die das Wort impliziert, vernünftig / sinnvoll sind.“

<sup>173</sup> Fillmore 1977c, 86. „Es ist wichtig, dass die Identität einer Szene auf jeder Anzahl von Ebenen etabliert werden kann. Szenen können Unter-Szenen enthalten und selbst Teil einer übergeordneten Szene sein. Manchmal rufen wir eine fertige Szene einfach ab aus unserem Wissen; manchmal konstruieren wir eine Szene und verleihen damit dem Gelesenen / Gehörten Sinn.“ – Vgl. auch Fillmore 1977d, 101 f.: „Zufälligerweise gibt es viele verschiedene Wörter, die in der Lage sind auf dasselbe Schema zu ver-

handener „Leerstellen“ in einem Frame, einer Szene einher.<sup>174</sup> Zum wortbezogenen Wissen gehört daher nicht nur die Aktivierung eines einzelnen Schemas oder Frames, sondern letztlich das Wissen darüber, mit welchen Schemata (Szenen, Frames) das Wort selbst oder die durch es im Verstehen aktivierten Schemata (Szenen, Frames) zusammenhängt. Dies macht Fillmore an semantisch miteinander verbundenen Lexemen deutlich, die an die europäische Wortfeld-Theorie erinnern, wie *schreiben, zeichnen, malen, drucken*. Ein spezieller Aspekt des Verhältnisses von Wörtern und Schemata (Szenen) sind die sog. „Selektionsbeschränkungen“ die nichts anders besagen als: „die Wörter sind begrenzt auf hochspezialisierte Szenen“.<sup>175</sup> Da lebensweltliche „Szenen“ immer eine größere Zahl von Wörtern an sich binden, werden ihre Bedeutungen nicht als isolierte Wortbedeutungen gelernt und gespeichert, sondern immer in Sets oder ganzen Strukturen. Dies ermöglicht ihre wechselseitige Evokation.<sup>176</sup> Fillmore (1977d, 101) bringt seine Überlegungen zum Verhältnis von Wörtern und Schemata (Szenen, Frames) folgendermaßen auf den Punkt:

„Wörter werden in Verbindung mit besonderen Schemata gelernt, und ein großer Teil dessen, was wir über ein Wort wissen, ist das Schema, das es aktiviert und die Art und Weise, in der es auf das Schema verweist [„indexes“ that schema], das heißt die besondere Form, in der es in das Schema passt [it fits to the schema], die besondere Perspektive, die es auf die Elemente des Schemas einnimmt, und die grammatischen Bedingungen des Wortes [requirements], wenn es in einem Diskurs gebraucht wird, der das Schema involviert.“

Die angesprochenen vielfältigen Funktionen von Frames, Szenen, Schemata hinsichtlich des Aufbaus von Satz- und Textbedeutungen und der Beschreibung der Wörter und sprachlichen Mittel, durch die sie „aktiviert“ werden, werfen eine Fülle von Fragen bzw. Aufgaben für eine akribische linguistische Beschreibung („Repräsentation“) auf, für die Fillmore (in der hier besprochenen Phase seiner Theorie) folgenden umfanglichen Katalog gibt. Nötig seien die hier genannten Schritte:<sup>177</sup>

- Zeit-Schemata, -Achsen, -Messsysteme darstellen
- Perspektiven und Standpunkte darstellen
- Schlussfolgerungsketten darstellen
- Szenen-Querbezüge aufzeigen
- Szenen in Szenen einbetten
- notwendiges allgemeines Hintergrund-Wissen darstellen
- Integration des Sprechereignisses in die Interpretation für Deixis
- Berücksichtigung formelhafter Ausdrücke.

---

weisen [indexing]. Jedes dieser Wörter indexiert das Schema auf eine leicht abweichende Weise; jedes Wort nimmt einen Aspekt des Ereignisses in die Perspektive, und peripherisiert den Rest. Aber jede [Art und Weise des Verweises] bringt den Zugang zu dem – zwingt uns zu verstehen das – kognitive[n] Schema der kommerziellen Transaktion. Ich stelle mir diese Verben und die Art, wie sie funktionieren, als Überstülpen [superimposition] einer Art von Schema über eine andere vor.“

<sup>174</sup> „Die von einem Sprecher explizit gemachten sprachlichen Wahlen [gemeint eigentlich: die explizit verwendeten sprachlichen Mittel, D.B.] aktivieren bestimmte Szenen im Repertoire von Szenen des Interpretieren, und indem die sprachlichen Daten fortlaufend produziert und prozessiert werden, werden diese Szenen verknüpft mit größeren Szenen, ihre ‚Leerstellen‘ werden ausgefüllt und Perspektiven in ihnen werden eingenommen.“ Fillmore 1977b, 75.

<sup>175</sup> Fillmore 1977c, 88.

<sup>176</sup> „Wörter, die Objekte benennen, die besondere Rollen in besonderen Typen von Erfahrungen spielen, werden in Sets oder Strukturen gelernt, wobei jedes regelmäßig Erinnerungen an die andere evoziert oder Erinnerungen an die Erfahrungen, in denen diese Rollen kennen gelernt wurden.“ Fillmore 1977d, 100.

<sup>177</sup> Fillmore 1976b, 28.

Dass dies keine einfaches Unterfangen wird, ist ihm klar:

- „Die Schwierigkeiten sind zahlreich. Sie schließen ein:
- die Notwendigkeit, die umfassendere Szene zu definieren;
  - den Unterschied zwischen obligatorischen und optionalen Elementen;
  - die grammatischen Relationen zwischen den Elementen im Nukleus;
  - die grammatischen Markierungen [markings] der Elemente in der Peripherie;
  - die Aspekte anderer Szenen, die ebenfalls mit den fraglichen Szenen integriert werden müssen;
  - Arten, wie die lexikalische Einheit, die hier gezeigt wird, sich auf eine größere Szene als die fragliche bezieht.“<sup>178</sup>

Im späteren FrameNet-Projektverbund werden Fillmore und seine Kollegen ein gegenüber diesem Katalog deutlich „abgespecktes“ methodisches Modell praktizieren.

#### 2.4.4 Kontexte, Geschichten, Erfahrungen, Sprachwissen und Weltwissen

Dass der Begriff „Kontext“ eine zentrale Rolle in seinem semantischen Modell einnimmt, hat Fillmore wiederholt nachdrücklich klar gemacht.<sup>179</sup> Deutlich mokiert er sich darüber, dass viele Linguisten der damaligen Zeit die Kontextabhängigkeit der Bedeutung von Wörtern in (und) Sätzen eher als lästige Störung ihrer so schönen und klaren Modelle empfanden.<sup>180</sup> Diese „Kontextfeindschaft“ vieler linguistischer Modelle steht in starkem Kontrast zur zentralen psychologischen (epistemischen) Funktion, die Kontexte für die Möglichkeit des Verstehens sprachlicher Zeichen und Zeichenketten spielen. Fillmore dreht hier wieder einmal den Spieß (und die übliche Sichtweise) um, indem er nachweist, dass Sprachwissenschaftler mit ihrem lebensfernen Postulat der „abstrakten lexikalischen Bedeutung“ künstlich Schwierigkeiten schaffen, die es im praktischen Sprachgebrauch gar nicht gibt, und folgert:<sup>181</sup>

„Diese Tatsachen über Kontext und Wahrnehmung sind relevant für eine Theorie der Sprache auf zweierlei Weise:

- (1) Die Bedeutungen von Wörtern können, mehr als wir gewohnt sind zu glauben, von kontextuell eingebundenen Erfahrungen abhängen; d.h., die Kontexte, in denen wir die Objekte, Eigenschaften und Gefühle erfahren haben, die die konzeptuelle oder erfahrungsmäßige Basis für unser Wissen über die Bedeutung eines Wortes (oder Satzes, oder grammatischer Kategorie) liefern, könnten untrennbare Teile dieser Erfahrungen sein.
- (2) Der Prozess der Interpretation einer Äußerung kann, mehr als wir gewohnt sind zu glauben, von unserer Wahrnehmung des Kontextes abhängen, in dem die Äußerung produziert wird, und unseren Erinnerungen an die Kontexte früherer Erfahrungen mit der Äußerung oder den sie bildenden Teilen.“

<sup>178</sup> Fillmore 1977c, 106.

<sup>179</sup> Vgl. Fillmore 1976a, 23.

<sup>180</sup> „Sprachwissenschaftler begreifen die Hinzufügung von ‚Kontexten‘ zur Interpretation einer sprachlichen Äußerung häufig als eine zusätzliche Ebene der Komplexität. Es fragt sich aber, ob es sich hierbei auch um eine Komplexität für den Sprachteilhaber handelt. Zahlreiche psychologische Experimente zeigen, dass Menschen Wörter in Kontexten viel schneller und leichter verstehen können als solche ohne Kontexte. Abstraktion von Kontexten ist offenbar eine besondere und anspruchsvolle Leistung, die als Fähigkeit erst erworben werden muss.“ Fillmore 1976a, 23.

<sup>181</sup> Fillmore 1976a, 24. Insbesondere Punkt (2) erinnert stark an die Rolle der „Präzedenzfälle“ erfolgreicher früherer Äußerungen, die nach der Konventionstheorie von David K. Lewis (1969) Kern dessen ist, was man „Konventionen“ und „Konventionalität“ (auch und gerade des Zeichengebrauchs) nennt. (Vgl. dazu als Zusammenfassung auch Busse 1987, 176 ff.).

„Kontexte“ sind für sein Modell der Semantik daher ebenso wichtig wie die Aspekte „Prototypikalität“ und „Frames“.<sup>182</sup> Es sind „übliche, imaginierte und erinnerte Kontexte“, die im Sprachverstehen (und in der Semantik generell) wirksam werden. „Übliche Kontexte“ verweist auf den Aspekt der Konventionalität, der merkwürdigerweise von Fillmore nirgends herausgehoben oder auch nur intensiver diskutiert wird.<sup>183</sup> Insofern muss die bei Linguisten (traditionellen Semantikern) so beliebte „kontextfreie“ Betrachtung von Wörtern ins Leere führen.<sup>184</sup> Im Lichte der Frame-Theorie betrachtet beweist das sog. „kontextfreie“ Verstehen nichts anderes als die Kreativität der Sprachbenutzer, sich mögliche Kontexte zu imaginieren.<sup>185</sup> In dieser Sichtweise stellt eine sog. „kontextfreie“ Beschreibung der Bedeutung eines Wortes nichts anderes dar als die Darstellung der Gesamtheit der Kontexte, in denen sie gebraucht werden können.<sup>186</sup> Wörter signalisieren Kontexte (indem sie im Verstehen epistemische Kontexte aktivieren),<sup>187</sup> sie setzen und bilden selbst Kontexte (durch die durch sie aktivierten Frames / Schemata / Szenen), und sie fokussieren Kontexte, indem sie bestimmte Aspekte umfassenderer Szenen / Frames / Schemata unter eine Perspektive stellen.<sup>188</sup> Man könnte auch sagen, Wörter „kontextualisieren“ den Text, in dem sie enthalten sind, oder, präziser: Wörter signalisieren, in welcher Weise die Interpreten des Textes (Satzes, Wortes) ihn (sie) kontextualisieren sollen. Es ist ein wichtiger Vorzug von Fillmores Frame-Semantik, dass sie (1) den Aspekt der „Kontextualisierung“<sup>189</sup> so sehr in den Mittelpunkt stellt, und (2) diese Kontextualisierung richtigerweise als eine „epistemische“ Kontextualisierung (bei ihm ausgedrückt in Termini der Frames, Szenen, Schemata) konzipiert<sup>190</sup> (und nicht in dem platten Verständnis von „Äußerungsumgebung“, wie es in der

<sup>182</sup> „Der Prozess der Kommunikation kann so gesehen werden, dass er beinhaltet, dass die Tatsache, dass eine Person etwas sagt, dazu führt, dass eine andere Person ihr Weltmodell ändert. Dieser Prozess schließt die Berufung auf Kontexte ein, da übliche, imaginierte und erinnerte Kontexte einen Teil dieses Modells ausmachen; er schließt Frames ein, da Frames die Bausteine für die Konstruktion von Teilen dieses Modells bereitstellen; und er schließt Prototypen ein, da viele unserer Fähigkeiten zur Rahmenbildung ein Wissen über Prototypen erfordern.“ Fillmore 1976a, 25.

<sup>183</sup> Es ist einer der Hauptmängel von Fillmores Frame-Theorie, dass er in sie kein Konzept der Konventionalität integriert. Hier ist er ganz traditioneller Linguist, der die Konventionalität der Sprache einfach als gegeben voraussetzt, und sich fälschlicherweise keinerlei Gedanken darüber macht, inwiefern dieser Aspekt in das, was man beschreiben will (grammatische Regeln, Grammatikalität, lexikalische Bedeutungen) eingreift.

<sup>184</sup> Vgl. dazu Fillmore 1976a, 28. siehe das Zitat in Fußnote 168, Seite 70.

<sup>185</sup> „Dass wir dies [kontextfreies Verstehen] manchmal erfolgreich tun können durch Berufung auf kontextuelle Informationen, ist Evidenz für den kreativen Aspekt des Sprachverstehensprozesses.“ Es beweist einmal mehr, „dass der Prozess des Sprachverstehens ein kreativer Prozess ist und dass er abhängt von der Fähigkeit des Sprachbenutzers, die Sprache dafür zu gebrauchen, Wege der ‚Rahmung‘ [framing] von Erfahrung aufzuzeigen.“ Fillmore 1976a, 28.

<sup>186</sup> Fillmore 1977c, 119. „Die einzige kontextfreie Beschreibung, die von Texten gegeben werden kann, ist eine Beschreibung, die in der allgemeinsten möglichen Weise den Set von Kontexten charakterisiert, in denen sie gebraucht werden könnten.“

<sup>187</sup> „Der Punkt ist, dass wir, wann immer wir ein Wort oder eine Phrase aufnehmen, mit ihm einen größeren Kontext oder Rahmen [framework] mitschleppen, in dessen Sinne das Wort oder die Phrase, die wir gewählt haben, eine Interpretation hat.“ Fillmore 1977a, 74.

<sup>188</sup> Fillmore 1976a, 26.

<sup>189</sup> Fillmore 1977c, 119. „Aus Sicht des Interpretationsprozesses kann [das verstehensrelevante Wissen] als das Wissen gedacht werden, durch das wir in die Lage versetzt werden, eine Szene des Settings zu konstruieren, in dem der Text produziert wurde – das heißt, ihn zu kontextualisieren.“

<sup>190</sup> Fillmore spricht statt von „Kontextualisierung“ häufiger auch von „Einbettung“ (z.B. von „Szenen“ in andere „Szenen“), so in Fillmore 1977c, 125: „Das repräsentationale Problem ist eines der Einbettung von Szenen.“

Linguistik leider weithin üblich ist). Dass Fillmore auch an eine epistemische „Kontextualisierung“ denkt, wird dort ganz deutlich, wo er zwischen einer „internen und der externen Kontextualisierung eines Textes“ unterscheidet.<sup>191</sup> „Kontextualisierung“ von Wörtern in Sätzen und Sätzen in Texten ist für Fillmore daher gleichbedeutend mit der Interpretation bzw. dem Verstehen dieser sprachlichen Einheiten: „Mit ‚kontextualisieren‘ meine ich hier so etwas wie ‚eine Interpretation konstruieren für‘ wobei diese ‚Interpretation‘ nicht nur das einschließt, worüber der Satz (oder Text) handelt, sondern auch, unter welchen Bedingungen der Satz (oder Text) hat produziert werden können.“ (Fillmore 1977d, 103)

Eine noch prominentere Rolle als der Begriff des *Kontextes* und der *Kontextualisierung* spielt für Fillmores Denkweise in dieser Phase der Entwicklung seiner Frame-Theorie der Begriff der *Erfahrung(en)* der Sprachteilhaber. Zwar darf man annehmen, dass die (epistemischen) *Kontexte* auf die persönlichen und kommunikativen *Erfahrungen* der kommunizierenden Menschen zurückgehen, beide Aspekte also eng zusammenhängen, doch perspektiviert der sehr häufig verwendete Begriff der Erfahrung(en) sehr viel stärker einen personalen Bezug des Interpretations- und Sprachverstehens-Prozesses als der etwas stärker objektivistisch klingende Begriff des Kontextes. Zum ersten Mal führt Fillmore den Begriff *Erfahrungen* im Zusammenhang mit dem schon einmal besprochenen schönen Beispiel *Ersatzkaffee* [*imitation coffee*] ein.<sup>192</sup> Er spielt eine zentrale Rolle in seiner Definition der „Szene“.<sup>193</sup> Der Zusammenhang mit den „Kontexten“ wird in Fillmores Redeweise von den „kontextuell eingebundenen Erfahrungen“ sichtbar.<sup>194</sup> Erfahrungen von und mit Frames (und natürlich von und mit Wörtern, die diese Frames aktivieren und perspektivieren) bilden sozusagen den „epistemischen Raum“, in dem sprachliche Zeichen (und grammatische Formen und Strukturen) allererst ihre „Bedeutung“ bekommen. „Frames“ bzw. „Schemata“ sind sozusagen das „Format“ der Erfahrungen.<sup>195</sup> Das heißt: Frames (a) ordnen Erfahrungen einem Typ zu, (b) geben der Erfahrung eine Struktur, und (c) geben ihr Kohärenz. Das „Framing“ erzeugt „selektierte, gefilterte, und verallgemeinerte Erfahrungen“; die Wörter verweisen auf die so bearbeiteten Erfahrungen und strukturieren so das enzyklopädische und das semantische Gedächtnis zugleich.<sup>196</sup> Wie stark die Bedeutung und das Verstehen von Wörtern von kulturellen Kenntnissen, aber auch persönlichen Erfahrungen abhängen können, zeigen bestimmte Typen von abstrakten Nomen, wie die bereits oben besprochenen *Ungeduld*, *Unduldsamkeit* und *Enttäuschung*.<sup>197</sup> Auch mit dem für Fillmores Frame-Konzept so zentralen Begriff des Prototyps hängt der Begriff der Erfahrung eng zusammen,

<sup>191</sup> Fillmore 1977c, 128. – Relativ häufig benutzt er neben „Kontext“ auch den Begriff „Setting“ (z.B. 1973, 277), der Aspekte wie (realweltliche) „Situation“ und (epistemischen) „Kontext“ zusammenfasst.

<sup>192</sup> „Der Prozess des Verstehens von Sätzen, die den Ausdruck *Ersatzkaffee* [*imitation coffee*] enthalten, erfordert, dass man sich eine Welt vorstellt, in der etwas, das dem Kaffee ähnlich ist, aus etwas anderem gemacht ist als Kaffeebohnen. Dieser Akt der Vorstellung involviert hauptsächlich [mainly] Erinnerung an Erfahrungen, nur minimal die Art von Wissen, die man ‚sprachliches Wissen‘ nennen könnte.“ Fillmore 1975c, 139. (Siehe oben Kap. 1.2, Seite 16 und Fußnote 13.)

<sup>193</sup> Fillmore 1975b, 124. (Siehe Text zu Fußnote 108, Seite 56)

<sup>194</sup> Fillmore 1976a, 24. (Siehe Zitat zu Fußnote 181, Seite 72)

<sup>195</sup> Fillmore 1976a, 26: „Jede erinnerbare / erinnerungsfähige Erfahrung hat für ihre Interpretation ein kognitives Schema oder Frame. Dieser Frame identifiziert die Erfahrung als Erfahrung eines bestimmten Typs und gibt Struktur und Kohärenz – kurz: Bedeutung – für die Punkte und Beziehungen [relationships], die Objekte und Ereignisse in dieser Erfahrung.“ – Vgl. auch Fillmore 1976a, 20 (siehe Zitat in Fußnote 109, Seite 56)

<sup>196</sup> Fillmore 1976a, 27. Siehe das Zitat in Fußnote 166, Seite 69.

<sup>197</sup> Fillmore 1976b, 16. Siehe die Analyse der Beispiele zu Fußnoten 132, 133, 134 auf Seite 61.

weil „Prototypen im Wesentlichen erfahrungsbezogen sind“ und prototypikalische Frames ein wichtiges Mittel sind, um Erfahrungen zu organisieren und zu strukturieren.<sup>198</sup> Diese Organisation der Erfahrungen verändert sich akkumulativ mit der Zunahme der Zahl von Situationen der ‚Einzelerfahrung‘ und führt zu einer weiteren Ausdifferenzierung, möglicherweise auch zu zusätzlichen Abstraktionsstufen der Frame-Struktur.<sup>199</sup> Gerade der für die Frame-Theorie so wichtige Aspekt der „Ausfüllung von Leerstellen“ ist eng an persönliche kommunikative und Lebenswelt-Erfahrungen der Interpreten gebunden.<sup>200</sup> Zeitweise ist der Begriff der Erfahrung in Fillmores Ausführungen eng mit dem Begriff der „Erinnerungen“ verbunden; gelegentlich hat es sogar den Anschein, als benutzte er die Begriffe „Erinnerungen“ und „Szene“ nahezu synonym.<sup>201</sup>

Neben den Begriffen *Kontext(e)* und *Erfahrung(en)* benutzt Fillmore in ähnlichen Zusammenhängen häufig auch den Begriff der *Geschichte(n)*. Insbesondere für die Satzsemantik und die Textsemantik versteht er darunter eine bestimmte Konstellation von Hintergrundwissen (eine Konstellation von Frames, Schemata oder Szenen), deren Kenntnis eine zutreffende Interpretation eines bestimmten sprachlichen Ausdrucks überhaupt erst möglich macht. Er macht dies deutlich an folgenden Beispielsätzen (die er fast so häufig benutzt hat wie das „Kaufereignis“-Beispiel):

(2-33) „*Ich habe zwei Stunden an Land verbracht.*“

(2-34) „*Ich habe zwei Stunden am Boden verbracht.*“<sup>202</sup>

Aus solchen Beispielen zieht Fillmore den Schluss: „In manchen Fällen müssen wir, um ein Wort verstehen zu können, eine ‚Geschichte‘ verstehen.“ (Fillmore 1977b, 72.) Allerdings ist auch hier seine Verwendung dieses Terminus (*Geschichte*) nicht einheitlich. Der Gebrauch schwankt zwischen selbst erlebten, in der Lebenserfahrung verankerten ‚Geschichten‘ und der Bezeichnung einfach bestimmter Rahmen- oder Schemastrukturen.<sup>203</sup> So explizit: „Ich definiere ‚Schema‘ als eine sehr allgemeine Art von Begriff, der spezifische Arten von kanonischen Geschichten [histories], Beziehungen, Routinen, Bildern usw. ein-

<sup>198</sup> Fillmore 1977b, 55. Siehe das ausführliche Zitat in Fußnote 156, Seite 67. Wie tief die Prototypikalität in unserer Kognition verankert ist, zeigt sich in der wichtigen Rolle, die sie im Schema-Konzept des von den Frame-Theoretikern Fillmore wie Minsky als Referenz erwähnten Gedächtnis-Psychologen Bartlett (1932) spielt. (Siehe dazu Kapitel 4.1)

<sup>199</sup> Fillmore 1977b, 61. Dieser Prozess des ausdifferenzierenden Bedeutungserwerbs führt laut Fillmore zu „sowohl einem höheren Grad an Abstraktheit als auch einem höheren Grad an Präzision und Gebundenheit als die ursprüngliche Erfahrung.“

<sup>200</sup> Fillmore 1977b, 75. Siehe das Zitat in Fußnote 158, Seite 67.

<sup>201</sup> So in Fillmore 1977c, 80. Siehe auch die Definition des zweiten Typs von „Szene“ in Fillmore 1977c, 126 (siehe Zitat in Fußnote 141 auf Seite 64) sowie die Gleichsetzung von „Szene“ und „Erinnerungen“ in a.a.O. 127 (siehe Zitat zu Fußnote 124 auf Seite 60).

<sup>202</sup> „Diese beiden Beispiele zeigen, dass die Art von Repräsentation, die wir benötigen, eine ist, die einen Punkt / ein Stadium in einer Geschichte isoliert und darauf zeigt, und die uns zugleich (wenigstens skizzenhaft) einige der Details einer größeren Geschichte [eines größeren Ausschnitts aus einer Gesamt-Geschichte] verfügbar macht. In beiden Fällen wird diese ‚Geschichte‘ erfasst durch das Wissen über temporale Schemata, und nicht durch irgend eine narrative Entwicklung im Text.“ Fillmore 1976b, 13. – Das Verstehen beider Sätze setzt komplexes Wissen voraus beziehungsweise aktiviert dieses. Wenn (1) geschrieben wird, ist der Verfasser (wieder) auf See. Wenn (2) geschrieben wird, ist er (wieder) in der Luft. Vgl. Fillmore 1976a, 27.

<sup>203</sup> So verwendet er den Terminus in Fillmore 1976a, 28 im Kontext der Frame-typischen Perspektivierung durch Wörter wie *Trinkgeld*, *Spende*, *Almosen*, *Wechselgeld*, *Bestechung*, *Lösegeld*, *Rückzahlung*, *Alimente* usw.: „Jedes der verschiedenen Wörter lokalisiert den Akt der Geldübergabe in einer größeren Geschichte, für die eine Anzahl von Details bekannt sind.“ (Vgl. dazu oben Seite 65)

schließt.<sup>204</sup> Schließlich bezeichnet der Terminus an anderen Stellen einfach eine *Textwelt* bzw. den größeren Kontext, in den die Interpretation eines Textes durch einen Interpreten eingebettet wird.<sup>205</sup> Gelegentlich gibt es Wörter, die ein großes Stück ‚Geschichte(n)‘ transportieren, ohne die sie schlicht nicht verständlich sind. Es ist typisch, dass Fillmore hierfür ein Beispiel aus einem tatsächlich historischen Kontext nennt: „*out west*“, das nur vor dem Hintergrund dieses Kontextes (der eine Fülle von Schemata / Rahmen voraussetzt), hier: die Geschichte der „*frontier*“ in den USA, also des allmählichen Vorrückens der europäisch-stämmigen Zivilisation nach Westen im 19. Jhd.<sup>206</sup>

Die Rolle der *Kontexte*, *Erfahrungen* und *Geschichten* für die Frame-Semantik berührt eng die wichtige (und auch im Denken Fillmores stets gegenwärtige) Problematik der Beziehung zwischen „Sprachwissen“ und „Weltwissen“. Da ich auf diese für eine epistemologische (kognitive) Semantik so zentrale Problematik später noch einmal gesondert zurückkommen werden, dazu hier nur wenige Bemerkungen im Rahmen der „scenes-and-frames“-Phase von Fillmores Denken. Fillmore thematisiert diese Problematik bereits früh und immer wieder im Zusammenhang mit seiner gravierenden Kritik an der Begrenztheit der traditionellen („Checklist“- oder Merkmals-) Semantik. Er plädiert immer wieder für eine Infragestellung traditioneller Grenzziehungen (und Reduktionismen), obwohl er sich nie entschließen konnte, diese Trennung ganz aufzugeben. In dieser Phase sind seine Aussagen dazu viel radikaler als später (Fillmore 1976b, 8):

„Ich würde gern eine semantische Theorie mit einer Theorie des Sprachverstehens integrieren, auf eine Weise, die die Arten trifft, auf die Leute Sprache verstehen. Ich glaube jedoch, dass dies häufig die Berufung auf Informationen beinhaltet von einer Art, die nicht streng genommen Informationen über Sprache sind. Innerhalb des Standardprogramms müssen diese externen Informationen entweder reanalysiert oder irgendwie inkorporiert werden als semantische Eigenschaften einzelner Lexikon-Einheiten, oder [sie müssen] als außerhalb der Reichweite / des Blickwinkels der Linguistik im eigentlichen Sinne liegend betrachtet werden. Die eine dieser Alternativen erscheint unnatürlich, die andere unakzeptabel.“

Die Problematik stellt sich für den Frame-Semantiker Fillmore, der im Herzen den lexikalischen Semantiker nie aufgegeben hat, demnach so dar: Das verstehensrelevante Wissen reicht ganz offensichtlich (so versucht er mit Hunderten von Beispielen immer wieder unabweisbar klar zu machen) weit über dasjenige hinaus, was in traditionellen Modellen der Semantik und in herkömmlichen lexikographischen Beschreibungen erfasst oder beschrieben wurde. Dieses Wissen ist so komplex und vielgestaltig, dass es ihm zufolge als „unnatürlich“ erscheint, es in das gängige Verständnis von „lexikalischer Bedeutung“, also das, was in der landläufigen Vorstellung für die „sprachliche Bedeutung“ oder das „lexikalische Wissen“ steht, aufzunehmen. Die andere Alternative, dieses verstehensrelevante Wissen aus der linguistischen Semantik völlig auszuschließen, ist für ihn aber gänzlich „unakzeptabel“. In dieser Zwickmühle befindet sich Fillmore (eigentlich findet er auch nie ganz aus ihr heraus); der Lösung dieses Grundproblems einer verstehensorientierten Semantik ist letztlich sein gesamtes bedeutungstheoretisches Denken und insbesondere die Idee der „Frame-Semantik“ gewidmet. Die ganzen Dimensionen dieses Problems werden deutlich, wenn er schreibt, dass die ‚Szenen‘ und ‚Rahmen‘ „in ihrer Gesamtheit die wahrgenommene und imaginierte Welt erfassen und das gesamte Rahmenwerk sprachlicher Kategorien zum

<sup>204</sup> Fillmore 1977d, 103.

<sup>205</sup> Fillmore 1982a, 122.

<sup>206</sup> Fillmore 1982a, 123. „Manchmal situiert ein Wort ein Ereignis in einer Geschichte, die umfassender ist als die Geschichte der laufenden Erzählung.“

Sprechen über imaginierbare Welten“.<sup>207</sup> Hier zeigt sich eine in Fillmores Denken gelegentlich immer wieder durchschlagende Tendenz zu einem Enzyklopädismus („Gesamtheit der wahrgenommenen und imaginierten Welt“), der – begreift man ihn als Teil einer linguistischen Forschungsperspektive – mindestens gesagt problematisch ist.<sup>208</sup>

#### 2.4.5 Frames, Kommunikation und die Kreativität des Textverstehens

Die Phänomene des semantischen ‚Enthaltenseins‘, auf die Fillmore mit seiner ganzen Denkrichtung zielt, setzen voraus, dass Menschen, die Wörter, Sätze oder Texte adäquat (d.h. den kommunikativen Intentionen der Äußerungs- oder Textproduzenten entsprechend) verstehen (oder benutzen) wollen, in großem Umfang auf vorausgesetztes Wissen zurückgreifen müssen, das weit über das hinausreicht, was in traditionellen Modellen üblicherweise zur ‚sprachlichen Bedeutung‘ gerechnet wird. Dieses Wissen muss im Akt<sup>209</sup> des Verstehens ‚aktiviert‘ werden, ein Prozess, den man heute üblicherweise mit dem Terminus *Inferenzen* bezeichnet. Dass verstehensrelevantes Wissen nicht einfach ‚automatisch‘ präsent ist, wenn im kognitiven Wahrnehmungsapparat der Sinneseindruck einer sprachlichen Einheit ‚einläuft‘, sondern dass es ebensolcher schlußfolgernden geistigen Aktivitäten bedarf, legt den Gedanken nahe, dass dem Sprachverstehen ein gutes Stück ‚Kreativität‘ der Verstehenden innewohnen kann. Das Verhältnis von Frames und Textverstehen ist eines der Zentren, um die Fillmores bedeutungstheoretische Bemühungen kreisen. Wir werden uns damit noch im Rahmen der Darstellung seiner *understanding semantics*-Phase ausführlich beschäftigen. Bereits für die *scenes-and-frames-semantics*-Phase ist das Problem einer zureichenden linguistischen (oder sprachtheoretischen) Erklärung des Sprachverstehens aber ebenfalls ein wichtiger Aspekt in den Überlegungen Fillmores.

Nur relativ wenige explizite Bemerkungen finden sich in seinen Schriften zum Aspekt der *Kommunikation*. Einige dieser Bemerkungen reproduzieren nur zeittypische linguistische Auffassungen dessen, was alles zu einem Kommunikationsereignis gerechnet wird, obwohl in einer solcher Auflistungen (nach der Erwähnung des „Settings oder der sozialen Situation [occasion] in dem / der die Botschaft eine Rolle spielt“) mit den „Funktionen, denen sie in diesem Setting dient“ ein Aspekt eingeschmuggelt wird, der das Potential hat, über die üblichen linguistischen Sichtweisen von Sprache, lexikalischen Bedeutungen und Grammatik deutlich hinauszudeuten (Fillmore 1973, 277). Überhaupt wird der Begriff *Setting* von Fillmore relativ häufig benutzt, der noch einmal eine andere Perspektive auf die

<sup>207</sup> „Ich habe ausgeführt, dass wir für die semantische Theorie einen Begriff wie ‚Szenen‘ benötigen, dass Szenen teilweise beschrieben werden können *in terms* der sprachlichen Rahmen, mit denen sie assoziiert sind; und dass Szenen und Rahmen darüber hinaus, dass sie kognitiv miteinander verknüpft sind, in ähnlicher Weise mit anderen Szenen oder anderen Rahmen verknüpft sind, und zwar in der Weise, dass sie in ihrer Gesamtheit die wahrgenommene und imaginierte Welt erfassen und das gesamte Rahmenwerk sprachlicher Kategorien zum Sprechen über imaginierbare Welten.“ Fillmore 1977b, 72.

<sup>208</sup> Spürbar war dieser Enzyklopädismus schon in gelegentlichen, später aber wieder aufgegebenen, Tendenzen, eine ‚vollständige‘ Liste der Kasusrollen zu erstellen, die alle jemals möglichen (Tiefen-)Kasusrelationen abbilden sollte. Zumindest diesen Versuch hat Fillmore später aber selbst als Irrtum angesehen. Er war ein wesentliches Motiv für die ‚endgültige‘ Version der Frame-Semantik.

<sup>209</sup> Mit dem Begriff *Akt* sollte man hier vorsichtig umgehen. *Verstehen* ist keine *Handlung*, sondern allenfalls ein *Ergebnis* geistiger Aktivitäten, wie *Schlussfolgern*, *Interpretieren* usw., die zu einem Verstehen hinführen. Zur Problematik eines ‚aktivistischen‘ Modells des Sprachverstehens und der Abgrenzung zwischen *Verstehen* und *Interpretieren* vgl. Busse 1991, 167 ff. und Biere 1989.

Kontexte des Verstehens wirft.<sup>210</sup> Man kann ein *Setting* wohl als die „Gesamtheit der Konstellation von Frames (oder Schemata oder ‚Szenen‘)“ auffassen, welche zusammengenommen die (epistemischen) Bedingungen der Verstehbarkeit eines sprachlichen Ausdrucks abdecken. Wie sich die Beobachtung linguistischer (semantischer) Fakten für Fillmore einfügt in ein Gesamtbild dessen, was für die Möglichkeit und das Gelingen menschlicher Kommunikation nötig ist, haben wir an seiner bereits ausführlich zitierten Geschichte gesehen, in der er beschreibt, was ein externer Besucher, der auf die Erde kommt, alles wissen und können muss, um sprachliche Äußerungen unter uns Menschen angemessen verstehen zu können.<sup>211</sup> Für ihn ist die Erklärung der „Natur der Kommunikation“ durchaus eines von mehreren wichtigen Zielen, die er mit seinem Ansatz verfolgt.<sup>212</sup> Indem er so stark betont, wie wichtig es ist, die Erklärung von Sprache in die Erklärung der Möglichkeit und Voraussetzungen menschlicher Kommunikation einzubinden, vertritt Fillmore etwas, was man einen *funktionalen Ansatz* der Sprachtheorie und Semantik nennen könnte. Wer das Funktionieren von Sprache angemessen beschreiben will, so seine Forderung, muss ihren Beitrag für das Funktionieren menschlicher Kommunikation erklären können.<sup>213</sup> Linguisten, so später noch sehr viel deutlicher, dürfen nie vergessen, „dass die Einheiten und Kategorien der Sprache in erster Linie entstanden sind, um den Zwecken der Kommunikation und des Verstehens zu dienen.“ (Fillmore 1985a, 233) Das Wesen der Kommunikation ist es, so Fillmore, dass kommunikative Äußerungen (sozusagen) in die ‚epistemische Struktur‘ der Adressaten eingreifen, darin etwas bewirken sollen – in seiner damals bevorzugten Terminologie: zu einer „Änderung des Weltmodells“ der Adressaten führen.<sup>214</sup> Dabei spielt „die Aktivierung sprachlicher Rahmen und kognitiver Szenen“ die zentrale Rolle.<sup>215</sup>

Gerade weil jede Linguistik, die ihren Gegenstand ernst nimmt, von den Funktionen und der Wirkungsweise der unterschiedlichen sprachlichen Mittel (das sind *Zeichen* und die Informationen, die sich aus den Formen ihrer Kombination ergeben, also Grammatik, Morphologie, Satzsemantik und textlinguistische ‚Signale‘) ausgehen muss, rückt im Rahmen der Bemühungen um eine angemessene Theorie der Bedeutung das Sprachverstehen in den Fokus. Diese Fokussierung ist bei Fillmore schon sehr früh vorhanden, und es ist bezeichnend, dass seine gesamte Frame-theoretische Entwicklung schließlich auf das zuläuft, was er ‚*semantics of understanding*‘ (so der Titel von Fillmore 1985a) genannt hat. Die zentrale

<sup>210</sup> Vgl. z.B. Fillmore 1976b, 9; 1977b, 61.

<sup>211</sup> Fillmore 1973, 284. – Die Geschichte ist wiedergegeben in Fußnote 102, Seite 52.

<sup>212</sup> Fillmore 1975b, 125. Die anderen sind: die Natur der Bedeutung, der Erwerb von Bedeutungen, das Verstehen von Texten, der entwicklungsbezogene Wandel von Bedeutungen in den frühen Lebensjahren eines Individuums, der Wandel von Standard-Bedeutungen in der Geschichte einer Sprache. Eine beeindruckende Liste, die sich zu einem Gesamtansatz der Erklärung „der Natur der Sprache“ zusammenfügen soll. (Was einen recht hohen Anspruch ergibt.)

<sup>213</sup> „Es ist mein Bestreben, nach dem, was wir über das Arbeiten von Sprache wissen können, zu suchen durch eine Betrachtung der Prozesse der Kommunikation.“ Fillmore 1976a, 23. – Einem Außenstehenden (oder der Wissenschaftsgeschichte der „modernen“ Linguistik Unkundigen) mag eine solche Forderung als Banalität erscheinen, für die Linguistik (nicht nur für die damalige, für die aber besonders) war und ist sie aber – leider – alles andere als eine Selbstverständlichkeit.

<sup>214</sup> „Der Prozess der Kommunikation kann so gesehen werden, dass er beinhaltet, dass die Tatsache, dass eine Person etwas sagt, dazu führt, dass eine andere Person ihr Weltmodell ändert.“ Fillmore 1976a, 25.

<sup>215</sup> Fillmore 1977b, 66. „Der Prozess der Kommunikation involviert (in und zwischen Sprachen) die Aktivierung sprachlicher Rahmen und kognitiver Szenen. Kommunizierende operieren auf der Grundlage dieser Szenen und Rahmen mittels verschiedener Arten von Prozeduren, kognitiven Akten, wie dem Ausfüllen von Leerstellen in schematischen Szenen, Vergleichen von präsenten Real-Welt-Szenen mit prototypischen Szenen usw.“

Rolle des Sprach- und Textverstehens für sein semantisches Denken macht er immer wieder durch die Empfehlung deutlich, in der Semantik grundsätzlich die Interpretieren-Perspektive einzunehmen. Diese ist für seine Frame-Konzeption zentral (Fillmore 1976b, 12). Auch in der Phase der *scenes-and-frames-semantics* gibt es daher bereits viele Bemerkungen zum Zusammenhang von Bedeutung, Frames und Textverstehen. Teilweise reproduziert er dabei nur Erkenntnisse, wie sie zwar damals neu, aber zeitgleich in der (wohl stärker in Europa vertretenen) *Textlinguistik* schon formuliert waren. So, wenn er den Prozess des Textverstehens (in Analogie zu Modellen wie z.B. bei van Dijk) als sukzessiven Aufbau von Textwelten konzipiert.<sup>216</sup> Dieses Bild des „Aufbauens einer Textwelt“ beutet Fillmore zeitweise stark aus, z.B. wenn er die Bedeutung eines Wortes oder Textes mit der Metapher der „Instruktionen“ für eine „Cartoon“ oder ein „Film-Skript“ erklärt.<sup>217</sup> Diese Metapher steht (zusammen mit einigen anderen, ebenfalls „metaphorischen“ Erzählungen, die er in sein Werk immer wieder eingestreut hat) letztlich für Fillmores gesamtes Verstehensmodell.

Das starke ‚Denken in Metaphern‘, das für Fillmores Argumentationsweise typisch ist, schlägt sich letztlich auch in der ebenfalls stark metaphorischen Art, wie er über ‚Szenen‘ redet, nieder, wie sie in dieser Phase seines Werkes typisch ist. „Aufbau einer Textwelt“ im Verstehen ist für ihn daher immer gleichbedeutend mit „Verkettung von Szenen“ oder sog. „Master-Schablonen“.<sup>218</sup> Ähnlich, wie in Modellen der Textlinguistik in problematischer Weise von *Makro-Propositionen* oder *Textilokutionen* gesprochen wurde, also einer Art Hyper-Bedeutung für einen gesamten Text, die sich als Kombination der einzelnen Satzbedeutungen (Propositionen) oder Satzillokutionen ergeben sollte, spricht auch Fillmore zeitweise von einer Art „Hyper-Szene“: „In jedem Fall ist ein Text in dem Maße kohärent, in dem seine aufeinander folgenden Teile zur Konstruktion einer einzigen (möglicherweise sehr komplexen) Szene beitragen.“ (Fillmore 1977b, 64.)

Die *Textwelten* oder *Weltmodelle*, die so im Textverstehen entstehen, sind stets stark persönlich geprägt durch das Wissen und die Frame-aktivierenden Leistungen der Interpre-

<sup>216</sup> Fillmore 1975b, 125. Er nennt folgende Elemente eines Textverstehens: „(1) Aktivierung allgemeiner Rahmen, (2) sukzessive Ausfüllung von Elementen des Rahmens, (3) Einführung neuer Szenen, (4) Kombinieren von Szenen usw.“ – „Es werden Erwartungen aufgebaut, die später erfüllt oder enttäuscht werden.“ – Zu den wirkungsmächtiger gewordenen Ansätzen der europäischen Textlinguistik siehe van Dijk 1980, siehe auch de Beaugrande / Dressler 1981. Für eine epistemologisch (*avant la lettre*) bereits reflektierte Theorie des Textverstehens siehe Scherner 1984 und 1989.

<sup>217</sup> „Wir sollten uns die Bedeutung eines Wortes / Textes vorstellen als einen Set von Instruktionen für einen Cartoonisten oder Filmemacher, der in gewisser Weise eingrenzt, welche Filmszenen, die der Filmemacher entwickeln muss, ein Bild oder eine Situation liefern, das / die das repräsentiert, was das Wort oder der Text ‚bedeutet‘. – In dieser Sichtweise heißt, das Wort / den Text verstehen, zu verstehen, was die Szenen in dem Film oder Cartoon enthalten können. Man muss ebenso etwas über das Setting, den Hintergrund, die auszuwählenden Charaktere wissen; und man muss wissen, welche Teile des Filmstreifens in Verbindung mit den gegebenen Portionen sprachlichen Materials hervorgehoben sind. Diese Sicht auf Sprachverstehen und Bedeutungsrepräsentation kann leicht einsichtig gemacht werden in Bezug auf Erzählungen, Objektbeschreibungen, und Beschreibungen visuell wahrgenommener Ereignisse. Aber man kann diese Metapher auch ausdehnen auf nicht-visuelle Wahrnehmungen, auf die Repräsentation von Wünschen, Erinnerungen, Träumen usw. – Als Interpretation eines Texts nehme ich ambigerweise entweder die Instruktionen oder das Produkt des Künstlers.“ Fillmore 1976b, 9.

<sup>218</sup> Fillmore 1976b, 13. „Unser Künstler-Interpret nimmt das Material, das in seinem Text enthalten ist, auf, entscheidet, zu welchen sprachlichen Frames die Stücke gehören, ruft die damit verbundenen / assoziierten Schemata auf [recalls], benutzt die Perspektiven auf die Schemata, die vom sprachlichen Material diktiert werden, und setzt diese Schemata zu einer Master-Schablone oder einem Set von Instruktionen für die Erzeugung der Szene zusammen.“

ten.<sup>219</sup> Dem Sprachverstehen wohnt daher immer ein kreatives Moment inne. Ironischerweise sieht Fillmore die Kreativität aber nicht nur wirksam beim Verstehen von ‚epistemisch erfüllten‘ (sozusagen im Wissen fest verankerten und kontextualisierten) sprachlichen Ausdrücken (oder Verwendungen), sondern gerade auch im sog. „kontextfreien“ Verstehen.<sup>220</sup> Gerade die Fähigkeit, sich für kontextarme oder kontextlose Sprachverwendungen einen die sprachlichen Ausdrücke motivierenden Kontext hinzuzudenken, beweist für ihn das Ausmaß und die zentrale Rolle des Kreativen im Sprachverstehen und Funktionieren von Sprache schlechthin. Verstehen wird damit zu einem konstruktiven Prozess, Aufbau einer Textbedeutung durch Kombination abgerufener Frames:

„Verstehen kann gesehen werden als ein aktiver Prozess, während dem der Verstehende – zu dem Grad, der ihn interessiert – versucht, die Details der Frames auszufüllen, die eingeführt wurden, entweder, indem er nach der benötigten Information im Rest des Textes sucht, oder, indem er sie durch seine Wahrnehmung der aktuellen Situation ausfüllt, oder aus seinem eigenen System des Wissens, oder indem er den Sprecher bittet, noch mehr zu sagen.“

Eine vollständige Theorie muss zeigen „wie einzelne Lexikon-Einheiten ziemlich große, vorgepackte komplexe Frames mit sich bringen können.“ (Fillmore 1976a, 29)

Fillmores bedeutungstheoretische Überlegungen sind, so zeigt sich in seinen Schriften<sup>221</sup> schon früh, aufs engste mit dem Bemühen zur Erklärung des Sprachverstehens verbunden. Ob nun die von ihm skizzierte Verstehenstheorie eher ein Mittel ist, Semantik zu betreiben (semantische Problemfälle zu lösen), oder ob die semantische Theorie umgekehrt dazu dient das Verstehen (und sprachliche Kommunikation generell) theoretisch zu erklären, ob also ‚Semantik‘ oder ‚Verstehenstheorie‘ das eigentliche Ziel von Fillmores Denkprozess ist, ist dann zweitrangig. Im Ergebnis hat er für beides äußerst wichtige Beiträge geliefert.

Abschließend noch drei *Varia* aus Fillmores *scenes-and-frames-semantics*-Phase:

(1) Er reflektiert unter anderem auch über das Verhältnis von kognitiven Fähigkeiten, die für Sprache wichtig sind, und den allgemeinen kognitiven Fähigkeiten, und dabei unter anderem auch darüber, welche dieser Fähigkeiten für Menschen spezifisch sind:<sup>222</sup> „Ich glaube, man gewinnt viel, wenn man das Bemühen, ‚Sprache‘ zu charakterisieren, trennt

<sup>219</sup> In Fillmore 1977b, 61 spricht er über „Textmodelle“ und konzipiert „Textverstehen als sukzessiven Aufbau einer Textwelt“ mit der Folge: „verschiedene Leute konstruieren verschiedene Interpretationen für denselben Text“.

<sup>220</sup> „Dass wir dies [kontextfreies Verstehen] manchmal erfolgreich tun können durch Berufung auf kontextuelle Informationen, ist Evidenz für den kreativen Aspekt des Sprachverstehensprozesses.“ Es beweist einmal mehr, „dass der Prozess des Sprachverstehens ein kreativer Prozess ist und dass er abhängt von der Fähigkeit des Sprachbenutzers, die Sprache dafür zu gebrauchen, Wege der ‚Rahmung‘ [Framing] von Erfahrung aufzuzeigen.“ Fillmore 1976a, 28. Vgl. auch die Ausführungen zum Problem der „Kontextfreiheit“ in der Semantik oben (Seite 69).

<sup>221</sup> „Ich glaube, dass einer der Wege der Bewertung der Resultate, Forschungsansätze und Ergebnisse in der Semantik darin besteht, zu sehen, auf welche Weise sie als relevant für ein Verständnis des Prozesses, durch den Menschen Texte in ihrer Sprache interpretieren, gelten können.“ Fillmore 1975c, 135

<sup>222</sup> Fillmore 1976a, 22. Vgl. auch a.a.O. 30: „Ein anderer Bereich, zu dem eine Frame-Analyse einen Beitrag leisten kann, ist die Frage, ob der Besitz einer Sprache eine notwendige Voraussetzung für die Existenz bestimmter kognitiver Fähigkeiten ist.“ – „In vergleichbarer Weise könnte eine Frame-Analyse eine gewisse Klarheit bezüglich der Frage erbringen, ob die Fähigkeit der Abstraktion in gewisser Weise auf die Besitzer einer menschlichen Sprache beschränkt ist.“ – Auch zu dieser Problematik nimmt er eine sehr entspannte Position ein: „Glücklicherweise kann man all diese Prozesse [the ways, that allows the framing, model-building, coherence-imputing processes in language communication to do their work] erforschen, ohne sich damit herumärgern zu müssen, welche von ihnen einzigartig für Sprache sind, oder sogar, welche von ihnen einzigartig für Menschen sind.“

von dem Bemühen, festzulegen, was in der Sprache einzigartig für den / die Menschen ist. Die Frage ‚Was können Leute, was Tiere nicht können?‘ sollte nicht als ein notwendiger Teil der Erforschung der Natur der Sprache betrachtet werden.“

(2) In scharfer Kritik am Programm der „generativen“ Linguistik betont er, wie wichtig es sei, „dass wir für viele Zwecke diesem Ansatz ein Bewusstsein der Wichtigkeit der sozialen Funktionen der Sprache hinzufügen müssen.“<sup>223</sup> Damit ist er einer der wenigen Linguisten, die die Sozialität der Sprache als zentralen Aspekt für jede Sprachtheorie herausstellen.

(3) Bereits in dieser Phase bereitet Fillmore das vor, was später in die *Construction Grammar* münden wird. Beide Forschungsgebiete (*Frame-Semantik* und *Construction Grammar*) stehen also für ihn in einem engen sachlichen und theoretischen Zusammenhang: „Ich [bin] überzeugt, dass eine ungeheuer große Menge natürlicher Sprache viel eher vorfabriziert, automatisch und wiederholt [angewendet] ist, als propositional, kreativ, oder frei erzeugt; und ich finde, dass das Standardprogramm [der Linguistik] keinen natürlichen Weg anbietet, diese Sichtweise auszudrücken.“<sup>224</sup>

## 2.5 Die Aufgaben einer linguistischen Semantik

*Frame-Semantik* (*Szenen-Semantik*) ist – wie mittlerweile deutlich geworden sein sollte – für Fillmore nicht einfach nur eine neue semantische Perspektive und / oder Methode unter vielen. Vielmehr verbindet er damit sehr weitreichende bedeutungstheoretische Zielsetzungen. Neben Aufsätzen, in denen er sich gezielt der Weiterentwicklung der *scenes-and-frames*-Semantik (später nur noch *Frame-Semantik*) widmet, gibt es daher in seinem Werk immer wieder Texte, in denen die semantische Theorie, insbesondere eine Neubegründung dessen, was üblicherweise „lexikalische Semantik“ genannt wird, im Vordergrund steht. Das Kennzeichen für Fillmores Position in diesem Zusammenhang ist, dass für ihn die gesamte Semantik, und damit auch und gerade die lexikalische Semantik, eine Berücksichtigung des verstehensrelevanten Wissens in seiner ganzen Breite erfordert. Daher ist für ihn die *Szenen-* oder *Frame-Semantik* das einzige Modell, das den an eine semantische Theorie zu stellenden Ansprüchen gerecht wird. Sie bildet das Fundament nicht nur der lexikalischen Semantik, sondern der gesamten linguistischen Semantik generell. Wie anspruchsvoll sein Programm ist, zeigt folgende Aussage: „Eines der Ziele für die Art von *Frame-Semantik*, für die ich eintrete, ist das Ziel einer einheitlichen Repräsentation für Wort-Bedeutungen, Satz-Bedeutungen, Text-Interpretationen und Welt-Modelle.“ (Fillmore 1976a, 28) Mit dieser Aussage steckt Fillmore die Ziele wie den Gegenstandsbereich der Semantik denkbar weit ab. Dass der Kern der Argumentation, der ihn zu dieser These führt, in seinem grundsätzlich eingennommenen ‚interpretativen‘ Standpunkt zur Semantik liegt, ist schon früh klar geworden,<sup>225</sup> und wird vollends deutlich, wenn er schließlich seinen Ansatz der

<sup>223</sup> Fillmore 1976a, 23.

<sup>224</sup> Fillmore 1976b, 8. Und: „Dies bringt mich zu meinem früheren Punkt des formelhaften [vorfabrizierten] Sprechens. Meine Position dazu ist, dass ein ziemlich [grob] unterschätzter Anteil des Sprach-Verhaltens aus der Ausführung wiederholter [fertig abgerufener] Sprech-Routinen besteht.“

<sup>225</sup> Siehe die „entailment rules“ (Fillmore 1965) oder auch noch im grammatischen Duktus gehaltene, aber eindeutige Aussagen wie die, dass es ihm um eine ‚Tiefenstruktur‘ gehe, die tiefer sei als die der Stan-

Frame-Semantik münden lassen wird in dem, was er „interpretative“ oder „Verstehens-Semantik“ nennt. Wort-Semantik, so wird in seinen Hypothesen, aber besonders auch durch seine unzähligen Beispielanalysen klar, kann nur von der Position einer vollständigen kommunikativen Äußerung her betrieben werden. An erster Stelle stehen daher für ihn die Bedingungen des Verstehens von Sätzen, aus denen dasjenige, was man die „Wortbedeutung“ oder „lexikalische Bedeutung“ nennt, quasi rückgeschlossen wird. Da diese Bedingungen aber, wie sich immer wieder zeigt, Elemente des Wissens umfassen, die üblicherweise außerhalb des „Radars“ der linguistischen Semantiker lagen, kann man zu recht sagen, dass Fillmore hier bereits einen „epistemologischen“ (wissensanalytischen) Ansatz vertritt.

Diese Erweiterung der für eine semantische Analyse relevanten Wissens Elemente sei an einem seiner Beispiele demonstriert, dem Wort *Alimente*. Dieses Wort verknüpft in sehr spezifischer (und epistemisch voraussetzungsvoller) Weise zwei Frames (oder besser: Frame-Komplexe) aus unterschiedlichen Lebensbereichen. Nämlich einen GELDÜBERGABE-Frame mit „einem Frame, der ein Vorkommnis in den Lebensgeschichten von zwei Menschen auf eine sehr spezifische Weise identifiziert“.<sup>226</sup> Dieser zweite Frame ist aber sehr komplex, eigentlich eher – wie Fillmore sagt – ein „Szenario“.<sup>227</sup> Dieses „Szenario“ ist nicht statisch, sondern fügt zahlreiche verstehensnotwendige Aspekte zusammen zu so etwas wie einer (typischen, in unserer Lebensform häufiger vorkommenden Form von) ‚Geschichte‘, die man kennen muss, um zu wissen, welche Wissens Elemente (welche ‚Interpretationen‘) durch die Verwendung des Wortes *Alimente* bei einem Verstehenden wachgerufen werden. Manche Wörter können sehr komplexe Wissensgebäude wachrufen, wie dieses Wort, aber nicht selten noch sehr viel komplexere. Manche Wörter<sup>228</sup> (vor allem in fachspezifischen Domänen des Sprachgebrauchs, wie etwa der Rechtssprache) können sehr spezifische Wissensrahmen-Netze aktivieren. Es ist daher kein Zufall, dass sich Fillmore immer wieder sehr intensiv der semantische Analyse von Beispielen aus der Rechtssprache gewidmet hat, da er sich von der Analyse dieser epistemisch hoch verdichteten Sprachgebrauchsdomäne Rückschlüsse auf die allgemeine Semantik auch der Alltagssprache erwartete.<sup>229</sup> Auf der ‚Kontrastfolie‘ der Rechtssprache kann deutlicher herausgearbeitet werden, welche semantischen Prinzipien auch für die ‚normale Sprache‘ gelten. Es könnte sich dabei herausstellen, dass man für die Semantik der ‚Alltagssprache‘ von der

---

dard-Theorie‘ (= der damaligen Generativen Transformationgrammatik), die er dann „interpretative Tiefenstruktur [deep structure interpretivist]“ tauft. Fillmore 1971c, 35.

<sup>226</sup> Fillmore 1976a, 28. – Dasselbe Beispiel analysiert er auch in Fillmore 1977c, 112.

<sup>227</sup> „Das Verstehen dieses Wortes erfordert ein Wissen über das ganze Szenario; das Verstehen eines Satzes, der dieses Wort enthält, erfordert ein Wissen über das Szenario und eine Benutzung der lexikalischen Gehalte und der grammatischen Struktur des Restes des Satzes, um einige Details auszufüllen [to fill in]; das Verstehen eines großen Textes, der einen solchen Satz enthält, kann es erfordern, eine Szene, die durch diesen Text beschrieben wird, als einen wohl-definierten Teil einer größeren Geschichte oder eines größeren Sachverhalts zu situieren.“ Fillmore 1976a, 28

<sup>228</sup> So fügt etwa das kleine Wörtchen *fremd* im Ausdruck *fremde Sache* im Diebstahlparagrafen des deutschen Strafgesetzbuches (§ 242 StGB „Wer eine *fremde* bewegliche Sache einem anderen in der Absicht wegnimmt, dieselbe sich rechtswidrig zuzueignen, wird mit Freiheitsstrafe bis zu fünf Jahren oder mit Geldstrafe bestraft.“) das gesamte – sehr umfangreiche und komplexe – Wissen um das Eigentumsrecht des deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches (BGB) in das Wissen ein, das man besitzen muss, um diesen Strafrechtsparagrafen angemessen verstehen zu können. Siehe dazu Busse 2007b, 119 ff. und – stärker Frame-theoretisch analysierend – Busse 2008c, 46 ff. (auf der Basis einer umfassenden Analyse in Busse 1992).

<sup>229</sup> Es ist sehr bezeichnend, dass Fillmore dies gerade in seinem am stärksten einer semantiktheoretischen Programmatik gewidmeten Aufsatz Fillmore 1978, 166 ff. tut!

Analyse solcher ‚spezifischer Sprachen‘ einiges lernen kann, da eine Bedeutungstheorie nur dann als adäquat anzusehen ist, wenn sie in der Lage ist, auch die semantische Situation in solchen spezifischen Sprachgebrauchsdomänen angemessen erklären zu können.<sup>230</sup>

Fillmores Herangehensweise an Fragen der Bedeutungstheorie fragt einerseits immer von den Bedingungen des Verstehens sprachlicher Einheiten her,<sup>231</sup> andererseits hält er durchgängig an dem Interesse fest, einen wesentlichen Beitrag zu dem zu leisten, was üblicherweise *lexikalische Semantik* genannt wird – als eine Aufklärung der Frage, welches Wissens in einem ‚Lexikon‘ enthalten oder gespeichert sein muss.<sup>232</sup> Nachfolgend wird zuerst seine Position zu Fragen der ‚*lexikalischen Bedeutung*‘ dargestellt, um danach darauf einzugehen, welche Schlussfolgerungen er daraus hinsichtlich der Bedeutungstheorie generell gezogen hat.

*Wort und Frame.* Die Bedeutungen von Wörtern (Fillmore verwendet meistens den Terminus „lexikalische Einheit“) erschließen sich von den Bedingungen ihres Verstehens her: „Die Bedeutungen einzelner lexikalischer Einheiten werden am besten aufgefasst in Bezug auf ihre Beiträge zum Prozess der Interpretation eines Textes.“<sup>233</sup> Das dafür relevante Wissen schließt dabei z.B. Erinnerungen, Wahrnehmungen und allgemeines Wissen ein. Wörter sind dabei eng mit ‚Szenen‘ (Frames) verbunden: „Ein Wort (eine Phrase, ein Text) identifiziert eine Szene und es stellt einen Teil von ihr in den Vordergrund.“ (a.a.O.) Es gehört zum semantischen (lexikalischen) Wissen, für jedes einzelne Wort zu wissen, welche ‚Szene‘ durch dieses Wort aktiviert wird (werden kann).<sup>234</sup> So aktivieren Wörter wie *write, sketch, draw, paint, print* Szenen eines ähnlichen Grundtyps, doch mit jeweils verschiedenen zusätzlichen Wissensselementen. Die Wörter ‚stehen für‘ die Szenen und verursachen im Verstehenden die Aktivierung dieser Szenen im Gedächtnis, sobald sie das Wort lesen oder hören.<sup>235</sup> Einzelne Szenen (Frames), die durch einzelne Wörter aktiviert werden, wirken zusammen in der Bildung der (Gesamt-) ‚Szene, die die Bedeutung des Satzes (oder Textes) als Ganzem repräsentiert.“<sup>236</sup> – In dieser Phase seiner Theorie geht Fillmore – wie

<sup>230</sup> „Ich tue dies [die Semantik der Rechtssprache analysieren] um einen Standard des Kontrasts für einige Verallgemeinerungen über die Semantik der normalen Sprache aufzustellen.“ Fillmore 1978, 166. – „Indem wir diesen Vergleich anstellen, können wir sagen, ob und wo analog Anforderungen in der Alltagssprache [normalen Sprache] existieren.“ – „Man kann die These aufstellen, dass die Rechtssprache trotz allem immer noch Sprache ist, und dafür argumentieren, dass eine Theorie der linguistischen Semantik Prinzipien einschließen sollte für die Behandlung auch solcher [D. B.: letztlich: aller] Systeme.“ (a.a.O. 169) – Fillmore nimmt damit in erstaunlich ähnlicher Argumentationsweise einen Standpunkt ein, der (ohne Kenntnis seiner diesbezüglichen Schriften) auch in Busse 1992 und 1993 eingenommen worden war.

<sup>231</sup> Siehe die Ausführungen oben Seite 44 ff.

<sup>232</sup> Bekanntlich ist die Verwendung des Terminus *Lexikon* in der Linguistik ambig, und es ist nicht immer ganz klar, ob damit jeweils ein „Wörterbuch“ oder das „semantische Gedächtnis“ gemeint ist. Aus diesem Grunde wird auch ein Terminus wie „lexikalische Bedeutung“ – wenn er weiter so verwendet wird, wie bisher üblich – seine Ambiguität nie ganz verlieren.

<sup>233</sup> Fillmore 1977c, 86. – „Das schließt viel mehr ein als das Prozessieren der Bedeutungen, die direkt durch den Text geliefert werden, sondern auch Erinnerungen, Wissen, und laufende Wahrnehmungen beim Interpretieren, ebenso wie die Anwendung eines Sets von Prozeduren, um die Basis für die Kohärenz des Textes zu bestimmen.“ (a.a.O.)

<sup>234</sup> „Wir müssen für jedes Wort wissen, welche Szene (oder Cluster verbundener Szenen) durch es aktiviert wird; wie es – mit einer gegebenen Bedeutung relativ zu einer gegebenen Szene – mit anderen lexikalischen Elementen kombiniert wird, und welche grammatischen Beziehungen diese untereinander haben.“ Fillmore 1977c, 88.

<sup>235</sup> „Wenn man ein Wort nimmt, zieht man damit eine ganze Szene heraus.“ Fillmore 1977c, 112.

<sup>236</sup> Fillmore 1977c, 116 mit einer ausführlichen Beispielanalyse.

gezeigt<sup>237</sup> –noch von einer Unterscheidung zwischen den eher ‚sprachlichen‘ Rahmen und den eher epistemischen / kognitiven ‚Szenen‘ aus. Er spricht daher auch davon, dass Wörter, die zu einem ‚Sprach-Rahmen‘ gehören, dann „den gesamten Rahmen und das assoziierte Schema“ (die er sich offenbar als eher kognitiv / epistemisch vorstellt), aktivieren.<sup>238</sup> Aus all diesen Überlegungen folgt für ihn eindeutig die zentrale Rolle der Frames bei der Bestimmung (und Erklärung) der Wortbedeutungen (bzw. dessen, was ‚Wortbedeutung‘ als sprachtheoretisches Phänomen darstellt): „Die nützlichste Information über ein Lexem ist der Set von Rahmen, in denen es eine Rolle spielt, und die Position, die es in jedem dieser Rahmen einnimmt.“<sup>239</sup> Wörter aktivieren demnach Rahmen und sie können Rahmen verschiedener Sorten miteinander verknüpfen. Auch wenn dabei verschiedene Sorten von Wissen eine Rolle spielen (auch solche, die in der linguistischen Semantik bislang keine oder kaum Berücksichtigung fanden), „sollte man nicht den einen Teil als Semantik, den anderen Teil als Nicht-Semantik separieren“, so Fillmores klare Ansage.<sup>240</sup>

Die Frage nach den ‚lexikalischen Bedeutungen‘ von Wörtern (oder anderen Lexikoneinheiten, wie etwa idiomatischen Wendungen oder Phrasemen) zu stellen, heißt zugleich, die Frage danach zu stellen, welche Funktion diese Wörter im System des Wissens einer Sprachgemeinschaft erfüllen. Insofern hängt die Frage danach, was ‚Lexikalisierung‘ ist (und heißt) eng mit Fragen des ‚Klassifizierungssystems der Wirklichkeit‘, das sich nach Fillmore in Sprache ausdrückt, zusammen: „Das heißt, wir haben eine gewisse Vorstellung davon, was es für eine Kategorie heißt, durch ein Wort in unserer Sprache repräsentiert zu sein, warum eine Sprache ein Wort für etwas zur Verfügung hat, das [...] auch mit einer Phrase ausgedrückt werden könnte.“<sup>241</sup> Wortbedeutungen (lexikalische Bedeutungen) hängen daher engstens mit dem „konzeptuellen System“ einer Gesellschaft zusammen.<sup>242</sup> Und dieses System wird in „Frames“ strukturiert. Damit werden Frames zu einem „lexikalischen Set“, d.h. einer Kombination von mehreren lexikalischen Einheiten, die einzelne jeweils verschiedene Aspekte / Teile des Frames akzentuieren, aktivieren oder „anzeigen“. Nur in solchen „Sets von lexikalischen Einheiten“ (Frames) bekommen die einzelnen Einheiten ihre Funktion und „Bedeutung“.<sup>243</sup>

<sup>237</sup> Siehe oben Seite 57 ff.

<sup>238</sup> Fillmore 1977c, 127. Siehe das ausführliche Zitat in Fußnote 124, Seite 60.

<sup>239</sup> Fillmore 1977c, 132. Nach Fillmore 1977d, 103 „erfordert [involves] jedes Verstehen die Kenntnis von spezifischem Sprachmaterial und das Wissen, dass dieses Sprachmaterial spezifische Arten von Schemata nahelegt [suggests] oder anzeigt [indexes].“

<sup>240</sup> Fillmore 1977d, 102. Siehe auch Fillmore 1977d, 100: „Ich glaube, dass intuitive Urteile, die Leute über semantische Abweichungen fällen, nicht unterscheiden zwischen ‚semantischer‘ und anderen Arten von Unangemessenheit.“

<sup>241</sup> Fillmore 1977d, 104. „Der allgemeine Gedanke hinter diesen Überlegungen war, dass: Wenn es eine lexikalische Einheit gibt, dann heißt dies wohl, dass es ein bestimmtes System gibt, in dem diese lexikalische Einheit eine klassifizierende Funktion besitzt. Selbst wenn das lexikalische Element für uns ungewöhnlich ist (während es aber noch semantisch durchsichtig bleibt), besteht ein Teil des Aktes, den Satz (der dieses Element enthält) zu verstehen, darin, zu versuchen, auszuarbeiten, was der Kontext sein könnte, in dem das Wort eine klassifizierende Funktion haben könnte.“

<sup>242</sup> Argumente dafür sucht und findet Fillmore immer wieder auch im frühkindlichen Spracherwerb, z.B. Fillmore 1977d, 100: „Wörter, die Objekte benennen, die besondere Rollen in besonderen Typen von Erfahrungen spielen, werden in Sets oder Strukturen gelernt, wobei jedes regelmäßig Erinnerungen an die andere evoziert oder Erinnerungen an die Erfahrungen, in denen diese Rollen kennen gelernt wurden.“

<sup>243</sup> „Eine letzte Art von semantischem Domänen-Typ – von dem ich zufälligerweise glaube, dass er der zentralste und mächtigste von allen ist – ist das, was wir, vielleicht nicht sehr hilfreich, einen ‚Frame‘

*Lexikalische Informationen.* Aus seiner Frame-theoretischen Begründung dessen, was ‚Wortbedeutung‘ sein (oder leisten) kann, leitet Fillmore eine bestimmte Auffassung dessen ab, was ‚lexikalische Information‘ sein kann. Diese integriert Szenen-bezogenes Wissen mit eher ‚grammatischen‘ Informationen.<sup>244</sup> Für falsch hält Fillmore jedoch eindeutig die ‚klassische‘ Maxime der Beschreibung lexikalischer Bedeutungen in der Merkmal- und Komponenten-Semantik, wonach es die Aufgabe der Lexikographie sei, eine möglichst umfassende (und daher notwendigerweise abstrakte) Bedeutungsbeschreibung zu liefern, die alle (oder zumindest möglichst viele) Verwendungsfälle eines Wortes abzudecken geeignet ist. Die dadurch erzeugte Beschreibung sei nicht mehr in der Lage, die wichtigen Frame-bezogenen Details zu erfassen, auf die es beim adäquaten Verstehen eines Wortes letztendlich entscheidend ankommt.<sup>245</sup> – Die Aufgaben einer lexikalischen Semantik aus seiner Sicht beschreibt Fillmore in einem acht Punkte umfassenden anspruchsvollen Fragenkatalog. In unserem Zusammenhang relevant sind daraus vor allem folgende Fragen:

„Wie soll lexikalische Information in der formalen linguistischen Beschreibung organisiert und präsentiert werden? Welche formalen Eigenschaften sollten Einträge in einem Lexikon haben, und wie bildet semantische Information einen Teil davon? [...] Wie hängt ein Lexikon, genommen als ein geschlossenes Set von Lexikoneinheiten, innerlich zusammen? [...] Wie sind Lexikoneinheiten untereinander verknüpft? Insbesondere: In welchem Maße kann die Beschreibung einer Lexikon-Einheit Bezug nehmen auf spezifische [andere] Lexikon-Einheiten? Wann scheinen solche Querbezüge notwendig zu sein, und wann sind Sie lediglich günstig oder zweckmäßig?“ (Fillmore 1978, 148)

Diese (und weitere) Kernfragen einer lexikalischen Semantik lassen sich nach Fillmore nicht sinnvoll behandeln ohne Stellung zu nehmen zu dem entscheidenden Problem: „Eine Entscheidung dafür, lexikalische-semantische Struktur zu erforschen, setzt die Beantwortbarkeit der Fragen voraus, was lexikalisch und was semantisch ist. Beides sind subtile Fragen.“<sup>246</sup> Dabei ist die Art, wie er diese Frage formuliert, schon Programm. Wurde bislang in der Linguistik nämlich meistens einfach ‚semantisch‘ mit ‚lexikalisch‘ gleichgesetzt, hält Fillmore dies offenbar für zwei (verschiedene?) Probleme / Fragen. Es ist offenbar sinnvoll, beide Fragen getrennt zu beantworten, da die Beantwortung der Frage, was ‚Bedeutung‘ (eines Wortes, Satzes, Textes) ist, nicht notwendigerweise identisch sein muss mit der Beantwortung der Frage, was eine ‚lexikalische Bedeutung‘ (eines Wortes) ist. Oder anders (in einer Redeweise, die sich so bei Fillmore nie finden würde) ausgedrückt: Welche Art von (wissenschaftlichem) Konstrukt ist ‚Bedeutung‘ (sprachlicher Einheiten) allgemein, und welche Art von Konstrukt ist ‚lexikalische Bedeutung‘?<sup>247</sup> Dass die wissenschaftlichen

---

nennen: Ein ‚Frame‘ in diesem Sinne ist ein lexikalischer Set, dessen Mitglieder Anteile [portions] oder Aspekte eines begrifflichen [conceptual] oder handlungsbezogenen [actional] Ganzen anzeigen. Mit anderen Worten: die Einheiten in einem Frame sind nur verstehbar für jemanden, der (begrifflichen) Zugang zu dem zu Grunde liegenden Schema, in das sich die Teile des Frames einfügen, besitzt.“ Fillmore 1978, 165.

<sup>244</sup> „Die lexikalische Information, die wir für die Beschreibung des Funktionierens einer Sprache benötigen, umfasst mehr als Informationen über die Natur der assoziierten Szenen. Sie umfasst Informationen über die grammatische Struktur der Sätze, in denen die lexikalische Einheit erscheint.“ Fillm. 1977c, 92.

<sup>245</sup> Fillmore 1977d, 102. Siehe die ausführlichen Zitate in Fußnoten 160 und 161, Seite 67.

<sup>246</sup> Fillmore 1978, 149.

<sup>247</sup> Doch scheint Fillmore den Konstrukt-Charakter von sprachtheoretisch behaupteten Entitäten immerhin nicht ganz aus dem Blick zu verlieren: „In diesem Papier werde ich die Frage betrachten, was lexikalische Information konstituiert, und ich werde die Verbindung zwischen den theoretischen und methodologischen Einstellungen der Analytiker und den Arten von Strukturen oder dem Anschein von Strukturen diskutieren, die sich aus ihren Forschungen ergeben.“ Fillmore 1978, 149.

(linguistischen) Konstrukte nicht naiv und unreflektiert einfach für die Wirklichkeit gesetzt werden dürfen, ist ihm sehr deutlich, wenn er im Zusammenhang mit den zu klärenden bedeutungstheoretischen Fragen zwischen „entdeckter Struktur“ [structure detected] und „dem Gegenstand aufgedrückter Struktur“ [structure imposed] unterscheidet.<sup>248</sup>

Die Frage danach, was eigentlich die ‚lexikalische Bedeutung‘ ist, impliziert nicht nur die Frage danach, welche Informationen zu den ‚lexikalischen Informationen‘ zu rechnen sind, sondern schließt u.a. die Frage ein, welche sprachlichen Einheiten überhaupt als ‚lexikalische‘ Einheiten angesehen werden sollten.<sup>249</sup> Auch das Verhältnis von ‚lexikalischen Informationen‘ und ‚grammatischen Informationen‘ ist alles andere als eindeutig, wenn man bestimmte Sprachgebräuche anschaut. Fillmore analysiert dafür einige schöne Beispiele, die im Deutschen (vielleicht wegen strikterer sprachnormativer Regeln) so nicht alle möglich sind:

(2-35) *mental midwives*

(2-36) *retarded programs*

(2-37) *topless districts*

Natürlich sind nicht irgendwelche Bezirke (am Strand?) *oben ohne*, sondern es ist in diesen Bezirken erlaubt, sich *oben ohne* aufzuhalten, wobei sich diese Erlaubnis spezifisch auf erwachsene weibliche Personen bezieht. Auch sind nicht die (Förderungs-) Programme *zurückgeblieben*, sondern es sind Programme von Förderungen für diejenigen Menschen, die man als *geistig zurückgeblieben* [*mentally retarded*] bezeichnet. Besonders intrikat ist das Beispiel (2-35), denn was soll man sich unter *mentalen Hebammen* vorstellen können? Der Ausdruck kam vor in einem Zeitungsartikel, der darüber berichtete, dass in einer psychiatrischen Anstalt (einer Klinik für Menschen mit psychischen Beschwerden, die abgekürzt als *mental patients* bezeichnet wurden) einige einer Mitpatientin bei der vom Pflegepersonal unbemerkten Geburt eines Kindes geholfen hatten. Aus solchen Beispielen ergeben sich zahlreiche Fragen an eine lexikalische Semantik: „Ist das ganze (1) eine Abkürzung für eine größere syntaktische Struktur, oder (2) hat der Autor damit einen neuen Sinn für das Wort *mental* erfunden? Was, wenn wir diese Überlegungen erweitern auf die Bedeutung im üblichen Ausdruck *mental patient* selbst? Ist das dann auch die Abkürzung eines gedachten Satzes oder etwas anderes?“<sup>250</sup> Fillmores ganze Argumentation zielt hier

<sup>248</sup> Fillmore 1978, 151. Fillmore sagt dies direkt im Anschluss an eine gründliche (und beißende) Kritik an der Merkmal-Semantik und der logischen Semantik. Wie scharf er die Theorien der üblichen Mainstream-Semantik einschätzt, zeigt sich auch an seiner Bemerkung, dass „die Menge von Leuten, die wirklich Semantik betreiben, möglicherweise nicht identisch ist mit der Menge von Leuten, die behaupten, dass sie Semantik betreiben“. Fillmore 1975c, 156.

<sup>249</sup> Fillmore 1978, 149. „Insbesondere müssen wir uns der unbequemen Tatsache stellen, dass eine Anzahl von Ausdrücken in jeder Sprache sowohl als lexikalische Einheiten als auch als Einheiten, die eine grammatische Struktur auf einer höheren Ebene als der Wortbildung besitzen, aufgefasst werden müssen.“ Damit meint er nicht nur Idioms, sondern das große Repertoire routinetaften Sprechens. Das heißt Rede-Formeln, die ein Sprecher unabhängig von den grammatischen Regeln einer Sprache erwirbt. Es ist dies implizit bereits die Begründung der Notwendigkeit einer *Construction Grammar*.

<sup>250</sup> Wir sehen, wie Fillmore hier wieder auf den bei den „entailment rules“ (Fillmore 1965a) eingeführten Gedanken der „gedachten Sätze“ zurückkommt. Das Englische scheint den in (2-35) gezeigten – im Deutschen zwar vorkommenden, aber in normativen Stillehren als regelwidrig markierten – attributiven Gebrauch von Adjektiven, die sich eigentlich nicht auf das Nomen direkt beziehen, als Ersatz für die im Deutschen übliche Wortbildung durch Nominal-Komposition zu benutzen. Das heißt, dass die Frage „abgekürzte Sätze oder etwas anderes?“ sich auch hierauf bezieht. In der linguistischen Forschung zu Komposita hat die Redeweise von „abgekürzten Sätzen“ tatsächlich eine lange Tradition.

wohl vor allem darauf, den hartnäckigen Merkmal- und Komponential-Semantikern klar zu machen, dass es eine scharfe Grenze zwischen ‚lexikalischer Bedeutung‘ und ‚Satzsemantik‘ nicht gibt!

Ein anderes Beispiel für die Probleme der Eingrenzung von dem, was man ‚lexikalische Bedeutung‘ nennen könnte, ist die gedankenlose Verwendung bestimmter Wörter, nur um eine bestimmte Sache zu bezeichnen, wie z.B. *Empfängnis*.<sup>251</sup> Mit diesem Beispiel weist Fillmore auf ein sehr wichtiges Problem der lexikalischen Semantik hin. Der von ihm zitierte Enzyklopädie-Autor hat *Empfängnis* hier in einer Weise benutzt, die man ‚rein referenziell‘ nennen könnte, für diese Referenzfunktion aber einen Ausdruck verwendet, der von seiner ‚vollen‘ Bedeutung her Bedeutungselemente mitbringt, die nicht unbedingt zum Satz- / oder Text-Kontext passen (nicht explizit ‚mitgemeint‘ sind).<sup>252</sup> Dieses Beispiel verweist auf einen wichtigen Gedanken, der bereits vor hundert Jahren vom Philosophen Edmund Husserl in die semantische Theorie eingeführt worden ist, nämlich die Unterscheidung zwischen „Bedeutungsverleihung“ und „Bedeutungserfüllung“. Fillmores Beispiel zeigt, dass dieser Unterschied nicht einfach nur ein Geschehen auf einer graduellen Skala von „unvollständig / unzureichend“ semantisch (kognitiv / epistemisch) „gefüllt“ bis „vollständig / semantisch erfüllt“ betrifft, sondern ein wichtiges funktionales Bedürfnis in jeder Sprache betrifft.<sup>253</sup> Dass wir nämlich häufig Wörter für Situationen benötigen (oder in Situationen verwenden müssen / wollen), in denen von einer „vollen semantischen Spezifikation“ (im Sinne einer vollen kognitiven Präsenz der „eigentlich“ bezeichneten Frames im Verstehensakt) keine Rede sein, diese unter Umständen geradezu unerwünscht sein kann.

Am Ende seiner Überlegungen zu den ‚lexikalischen Bedeutungen‘ kommt Fillmore zu einem überraschenden Schluss: „Ich glaube, dass die semantische Theorie den Vorschlag zurückweisen muss, dass alle Bedeutungen mit denselben begrifflichen Mitteln / Methode beschrieben werden müssen. [...] Kurz: Es gibt verschiedene Arten von Wortbedeutungen.“ (Fillmore 1978, 165) Überraschend erscheint diese Schlussfolgerung, weil sie dem nur zwei Jahre zuvor formulierten „Ziel einer einheitlichen Repräsentation für Wort-Bedeutungen, Satz-Bedeutungen, Text-Interpretationen und Welt-Modelle“ zu widersprechen scheint. Der Widerspruch ist jedoch nur ein scheinbarer. In seiner früheren Äußerung formuliert Fillmore das Ziel, dass ein theoretisches Modell sprachlicher Bedeutung auf einem einheitlichen konzeptuellen Fundament aufbauen soll. Kern eines solchen Modells ist für ihn der Begriff „Frame“ (zuvor: „Szene“ oder „Schema“). Davon unberührt bleibt die Möglichkeit, auf der Basis eines Frame-Modells der Bedeutung verschiedene *Typen von Lexemen* hinsichtlich der Art und Weise, wie in ihrer Bedeutung auf Frames und Wissen unterschiedlichster Sorten Bezug genommen wird, zu unterscheiden.

<sup>251</sup> „Jemand, der *Empfängnis* nur zur Vermeidung einer tabuierten Ausdrucksweise für sexuellen Verkehr benutzt, meint der wirklich alles, was er da sagt? In solchen Fällen spielt die umfassende, richtige lexikalische Bedeutung keine entscheidende Rolle. Solche Fälle als Fehler abzutun, ist ein Risiko, da daraus häufig Bedeutungswandel entsteht.“ Fillmore 1978, 149 f.

<sup>252</sup> Mit *Referenz* sollte hier ein kognitiver / epistemischer Prozess gemeint sein, nämlich „Bezug auf einen Frame X“ - hier: *sexueller Akt*; weitere, mit diesem „Basis“-Frame verknüpfte Frames, wie *Reproduktion* usw., sind zunächst nicht mitgemeint.

<sup>253</sup> Nach Husserl 1913, 32 ff. – Auf ein ähnlich gelagertes Problem hat insbesondere Putnam 1979 mit seinem Beispiel „*Ulme*“ / „*Eibe*“ hingewiesen, das besagt, dass Sprachbenutzer die „volle Bedeutung“ von Wörtern häufig gar nicht kennen und auch nicht benötigen. Nach ihm seien die meisten Sprecher gar nicht in der Lage, die mit diesen Wörtern bezeichneten Gegenstände in der Realwelt eindeutig zu identifizieren, da sie nur wüssten, dass es sich dabei „irgendwie um Bäume“ handelt, aber mehr nicht.

Dies schlägt er nunmehr vor.<sup>254</sup> Wichtig ist ihm auf jeden Fall, dass es viele Wörter (Lexeme) gibt, die nicht mit einem Modell wie der Merkmalsemantik beschrieben werden können, dessen Methode und Theorie ausschließlich an einfachen „Merkmalen“ des Typs „Dingmerkmale“ ausgerichtet ist. Für solche Wörter, die jede einfache Komponentensemantik (oder logische Semantik) sprengen, gilt: „Für viele Wörter der zuletzt genannten Art kann man nur dann sagen, dass sie eine lexikalische Struktur aufweisen, indem man die nicht-sprachlichen Aktivitäten oder Institutionen strukturiert, deren Teile oder Aspekte sie indizieren / bezeichnen.“ (Fillmore 1978, 165.) Das heißt: Die Beschreibung ihrer lexikalischen Struktur setzt die Beschreibung der Struktur des relevanten Wissens (epistemischen Hintergrundes) voraus, der sich nicht in einfachen Dingmerkmalen erschöpft, sondern weit über die Kategorien eines solchen reduktionistischen Modells hinausreicht.<sup>255</sup> Dabei kann ein und dasselbe Wort je nach Kontext unterschiedliche Sorten Hintergrundwissen<sup>256</sup> aktivieren. Die bedeutungstypologische Verschiedenheit von Wörtern unterschiedlichen Typs kann sich darin niederschlagen (oder: ist daran erkennbar), dass Wörter „in ihrer ‚Transparenz‘, ‚Motivation‘, ‚Analytizität‘ differieren können“.<sup>257</sup> Für die Beschreibung von ‚lexikalischen Bedeutungen‘ kann es, wegen dieser unterschiedlichen Typen von Lexemen bzw. Wortbedeutungen, auch kein einheitliches System der Paraphrase oder Notation geben.<sup>258</sup> Eine Frame-gestützte Form der Notation von Bedeutungsaspekten ist für Fillmore daher viel eher „eine Art von ‚Entdeckungsprozedur‘ [discovery procedure]“<sup>259</sup> als ein Unterfangen mit objektivistischem Anspruch, wie er von Vertretern der logischen und Checklist-Semantik behauptet wird.

*Semantik und Sprachverstehen.* Wie schon verschiedentlich deutlich geworden, lässt sich die Frage nach der Reichweite (und dem Gegenstands- bzw. Beschreibungsbereich) einer zureichenden linguistischen Semantik nicht ohne Bezug auf die Erklärung des Sprachverstehens und seiner epistemischen Bedingungen klären. Dass Fillmores Ansatz

<sup>254</sup> „Manche Wörter scheinen eine mehr oder weniger direkt / einfach erklärbare / darlegbare Relation zu einigen Aspekten der Welt aufzuweisen, wie z.B. Farbausdrücke, Namen für natürliche Arten wie unkomplizierte und vertraute Pflanzen und Tiere. Andere Wörter (*Pilot, Tagebuch, Teetasse*) müssen beschrieben werden als Bezeichnungen von Objekten mit Bezug auf ihre Funktion oder ihre charakteristische Aktivität. Noch andere (*faul, geistreich, genial, dumm*) bezeichnen Entitäten bezüglich ihres dauerhaften Wesens. Noch andere (*Witwe, Dauerstelle, Apfelgehäuse*) können nur innerhalb eines Frameworks des Verstehens einer sozialen Institution oder der Art und Weise, etwas zu tun, verstanden werden.“ Fillmore 1978, 165.

<sup>255</sup> Fillmore führt in diesem Zusammenhang auch den (ganz ohne Verweis auf ihn auch in der deutschen germanistischen Linguistik schon länger gebräuchlichen) Terminus der „*schweren Wörter*“ ein: „Wahrscheinlich in jeder Sprache kann man das entdecken und abgrenzen, was man das ‚allgemeine‘ oder ‚Grund‘-Vokabular nennen könnte.“ – „In Ergänzung dazu findet man in vielen Sprachen eine beachtliche Menge von Schichten des Vokabulars [vocabulary stratification]. Ein besonderes Phänomen dabei sind die ‚schweren‘ Wörter [‚hard‘ words], das heißt Wörter, die nur wenige Menschen kennen.“ Fillmore 1978, 158. Er nennt z.B. Sprachen aus speziellen Kulturen, Traditionen, Techniken.

<sup>256</sup> „Das Wissen, das Benutzer einer Sprache über einzelne Wörter haben, kann verschiedene Szenen für verschiedene sprachliche Kontexte hervorbringen.“ Fillmore 1977c, 82.

<sup>257</sup> Fillmore 1978, 161. Besonderes Interesse verdienen hier die Termini „semantische Transparenz“ und „Motiviertheit“. Hinter diesen klassischen linguistischen Termini (die z.B. in der Morphologie bzw. Wortbildungslehre schon lange gebräuchlich sind), verbirgt sich eine epistemologische Problematik, für deren zureichende Erkenntnis die traditionelle Linguistik schlicht nicht die angemessenen theoretischen Grundlagen besitzt. Wir werden darauf noch zurückkommen.

<sup>258</sup> Fillmore 1978, 166 unterscheidet folgende Formen semantischer Paraphrase: Festsetzungs-Definitionen, charakterisierende Definitionen, kriteriale Definitionen und Gebrauchs- Beschreibungs -Definitionen.

<sup>259</sup> Fillmore 1977c, 109.